# Die Deborah.

**Eine deutsch-amerikanische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.**

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.—Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

| | |
|---|---|
| **Preis: Inland........$1.00 per Jahr.** | תדרכי נפשי עז |
| **Preis: Ausland .....$1.20 per Jahr.** | Vorwärts, meine Seele, Vorwärts mit Macht! |

Sämmtliche Beiträge und Zuschriften für die Redaktion sind zu adressiren an:
Prof. **G. Deutsch**, Hyde Park, Cincinnati, O.
Geschäftliche Mittheilungen an: THE RAZALL COMPANY, Cincinnati, O

**Neue Folge.—2. Jahrgang.** **1. April 1902. — Heft 4.**


## Erlebtes und Erzähltes.

**Von G. Deutsch.**

Josef Spiro, der, wie ich schon mittheilte, von 1824 bis 1830 in Kanitz Rabbiner war, stammte gleich seinem Nachfolger Trieschet aus Triesch in Mähren, wo sein Vater Abraham gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts Rabbiner gewesen war. Ueber sein Geburtsdatum weiß ich nichts Genaues, doch da er auf einem Werke, von dem noch die Rede sein soll, von dem 1753 geborenen Markus Benedikt als seinem Lehrer und Meister spricht, dürfte er um 1770 geboren sein. Er muß jedenfalls eine mächtige Persönlichkeit gewesen sein, da er trotz seines kurzen Wirkens in meiner Vaterstadt sich so lange in der Erinnerung der Leute behauptete. Ganz besonders klassisch ist dafür das Zeugniß meines Onkels Isaak Wiener, des „Vetter Jizchek," wie wir ihn nannten, des Bruders meiner Mutter, geb. 30. Januar 1804, gest. 30. März 1897. Bis zum Jahre 1891, als ich Europa verließ, konnte ich, so oft ich wollte, den Vetter Jizchek auf Rabbi Spiro zu sprechen bringen. Ich brauchte nur irgend einen der Rabbiner, die ich gekannt hatte, zu nennen, und der alte Vetter würde sagen: „Laß' mich in Ruh'! Mann kommt zu ihm, sitzt er mit der Rebbezin, sie legt die Hand auf seine Schulter, er legt die Hand auf ihre Schulter, da kommt einer hinein, erzählt Klatsch und er nimmt daran Theil. Das sind bei mir keine Rabbonim. Wenn ich bin zu Spiro'n gekommen, da hat man doch immer etwas gehört. Hast du ihm gekennt?

Weißt du, bei Moischen (dem schon erwähnten Moses Bacher) hat er gewohnt." Wenn ich dann sagte: „Wie soll ich ihn gekannt haben, er ist sechzig Jahre todt und ich bin erst 31 Jahre alt," da war Vetter Jizchek ganz überrascht. „Sechzig Johr' ist das schon, hm, hm! wie die Zeit vergeht!" Als ich Vetter Jizchek 1896 zum letzten Male sah, versuchte ich wieder, das Gespräch auf Spiro zu bringen, aber es ging nicht mehr. Ich fragte dann direkt: „Wie hat der Row geheißen, der bei Moische Bacher gewohnt hat?" Vetter Jizchek schüttelte den Kopf und sagte: „Es ist schon so lange; ich kann mich nicht mehr besinnen." Vetter Jizchek war übrigens weder ein Gelehrter noch ein Pietist. Er war der Typus des schlichten mährischen „Baalbos," der um keinen Preis einen verbotenen Bissen gegessen hätte, der es aber für übertrieben ansah, wenn jemand sich geweigert hätte, zu essen, wo das Wort „koscher" auf der Firmatafel stand. Interessant für diesen Typus ist mir auch folgende Erinnerung. Als seine Frau, die „Muhme Chaile," die Schwester des mehrfach erwähnten Moses Bacher, starb, 1885, ging mein Vater jeden Abend in das Haus, um mit noch einem Genossen seine regelmäßige Lektion Mischnajos zu lernen. Sie studierten damals gerade den Traktat Peah, der von der Pflicht, eine Ecke des Feldes für die Armen zu lassen, handelt. Als sie nun eine der vielen kasuistischen Bestimmungen besprachen, wie die, ob ein Wasserlauf oder eine Baum-Allee ein Grundstück zu zwei Feldern mache und eine doppelte Ecke verlange, sagte Vetter Jizchek kopfschüttelnd: „Unsere Chachomim hätten sich über solche Sachen nicht den Kopf zerbrechen müssen." Man sieht also, wie Reform ganz von selbst erwuchs.

Mein Vater, der ein Knabe von elf Jahren war, als Spiro starb, pflegte mir ebenfalls von der großen sittlichen Gewalt zu erzählen, die dieser Rabbiner auf die Gemeinde ausübte, obwohl er ein unansehnlicher, kränklicher und verkrüppelter Mann war. Einmal war in der Synagoge ein Streit wegen der Vertheilung der Ehren ausgebrochen und drohte in eine Schlägerei auszuarten. Der Rabbi klopfte auf seinen Ständer und rief: „Tarbus in Euere Glieder hinein!" und die Ruhe war sofort hergestellt. Von seinen Predigten wußte mein Vater, der ein sehr gutes Gedächtniß besaß, manches Interessante zu erzählen. Spiro legte, wie ich auch aus seinen gedruckten Werken ersehe, mehr Werth auf das Ethische als auf das Zeremonielle. So predigte er einst gegen den formellen Kultus, indem er sagte: „Ihr glaubt, wenn ihr eine Pfundkerze in Schul' gebet oder für fünf Gulden einen Eßreg kauft, habt ihr Gott einen Gefallen erwiesen. Das sind lauter „Parades." Wohlthätigkeit errettet vom Tode." Einen mächtigen Eindruck machte auf meinen Vater der Nachruf, den Spiro dem am 12. August 1829 in Karlsbad verstorbenen mährischen Landesrabbiner Markus Benedikt hielt. Er nahm zum Text die Worte Ezechiels, 21, 12: „Und wenn sie zu dir sprechen: Menschensohn, warum seufzest du? so sprich: Wegen der Nachricht, die kam, daß jedes Herz zerfloß und schlaff wurden alle Hände und matt jeder Muth und alle Kniee zerflossen wie Wasser." Das Verhältniß beider Männer war aber, wie mein Vater erzählte, kein sehr freundliches.

Spiro war offenbar von etwas moderner Gesinnung und bekämpfte

die damals beliebte dialektische Unterrichtsmethode im Talmud, den Pilpul. Schon sein Erstlingswerk bezeugt diese Anschauung. Er gab nämlich im Jahre 1799 das Gesetzeskompendium „Sefer Hachinuk“ in Brünn heraus. Dieses Werk, das er, wie so viele Andere fälschlich dem Rabbi Aron Halevi aus Barcelona zuschreibt, ist ihm das Ideal, wie Talmudstudium betrieben werden sollte, weil es deu Lehrstoff in systematischer Anordnung nach den 613 Geboten behandelt. Spiro war, als er dieses Werk herausgab, Dajan in seiner Heimath und muß in sehr kümmerlichen Verhältnissen gelebt haben. Später dürfte er Rabbiner in dem mährischen Städtchen Schaffa gewesen sein, denn in seinem anderen Werke, von dem bald die Rede sein wird, findet sich ein aus Schaffa datierter Brief über ein rabbinisches Gesetz, der 1807 geschrieben wurde. Im Jahre 1810 war er Rabbiner in Habern in Böhmen. Damals gab er ein Buch heraus, das den Gesammttitel „Mesilla Le'elohenu,“ Bahn für unseren Gott, trägt. Es zerfällt in drei Theile, von denen der erste den Titel „Der gerade Weg“ trägt. Es enthält eine allgemeine Darstellung der Gebrechen im jüdischen Leben. Der Verfasser tadelt die beiden Extreme, den Unglauben der Rationalisten einerseits und den Aberglauben der Chasidim anderseits. Er findet eine der Hauptursachen der Uebel in dem unsystematischen Unterricht, indem man mit Knaben den Talmud beginnt, ehe sie die Bibel kennen und indem jeder sich bemüht, durch spitzfindige Deuteleien den Anderen zu übertreffen. Diese Lehren dürften ihm den Tadel des Landesrabbiners zugezogen haben. Immerhin ist es auffällig, daß die Approbation Benedikts dem Buche fehlt, während sie dem Sefer Hachinuk ertheilt wurde. Dagegen ist dem zweiten Werke die Approbation der beiden Prager stellvertretenden Rabbiner, des Eleazar Fleckeles und des Samuel Landau, Sohnes des berühmten Ezechiel, beigedruckt. Eine weitere Empfehlung ist die des damaligen Koliner Rabbiners Wolf Boskowitz, des Sohnes des berühmten Samuel Halevi aus Kolin, der in Boskowitz lebte und als Verfasser der Glossen zum Magen Abraham unter dem Titel „Machazith Haschekel“ bekannt ist.

Der zweite Theil heißt „Berith Abraham,“ zu Ehren des Vaters des Verfassers und enthält die üblichen talmudischen Diskussionen. Der Verfasser entschuldigt sich auch wegen dieser Inkonsequenz, indem er sagt, er habe absichtlich Pilpulistisches aufgenommen, damit man seine Opposition gegen den Pilpul nicht aus seiner Unfähigkeit, Aehnliches zu leisten, ableite. Er beklagt sich auch bei dieser Gelegenheit über die Bitterkeit und die Parteilichkeit der bei den Juden üblichen Polemik — und das in einer Zeit, als es noch keine jüdische Journalistik gab.

Der dritte Theil, „Rebid Hazahab,“ die goldene Halskette, enthält einige Predigten, die schon ein wenig den Fortschritt zeigen. Er gefällt sich nicht mehr in den üblichen Verdrehungen rabbinischer Aussprüche, sondern predigt im Anschlusse an gut gewählte Bibeltexte über moralische Themen. Die Verderbtheit der Jugend ist das Thema seiner dritten Predigt. Er leitet sie mit einer Parabel ein. Es waren einst zwei Brüder, der eine war energisch und ging in die weite Welt, wo er Reichthümer erwarb, der andere blieb hinter dem Ofen hocken und war ein armer Mann. Als der reiche Bruder nach sei-

ner Heimath zurückkehrte, ließ er sich den armen Bruder kommen und bewirthete ihn glänzend. Er führte ihn auf den Markt und da sah der arme Bruder einen herrlichen Singvogel in einem wundervollen Käfig. Er bat den Bruder, ihm den Vogel zu kaufen und der Bruder erstand ihn, schärfte ihm aber zugleich ein, den kostbaren Käfig sorgfältig in Acht zu nehmen. Als er nun nach einiger Zeit wieder den Bruder besuchte, fand er den Vogel sterbend. Entrüstet fährt er den Bruder an, weshalb er denn dieses kostbare Geschenk so vernachlässigt habe, und der Arme antwortet kleinlaut, er habe gefürchtet, den Käfig zu beschädigen, wenn er ihn öffnen würde. Der Vogel ist die Seele und der Käfig ist der Leib, und der arme, einfältige Bruder ist der Mensch, der den Leib so hoch schätzt, daß er über dessen Pflege die der Seele vernachlässigt. Die ganz besondere Nutzanwendung wird auf die jungen Leute gemacht, die schon am ersten Tage des Sukkothfestes mit jungen Mädchen spazieren gehen, sich mit Stadtklatsch, leichtfertigen oder auch zweideutigen Reden unterhalten, und schon ein neues Sündenconto haben, wenn Gott am letzten Tage des Festes, am Hoschanna rabba, seine Bücher endgiltig abschließt. Es muß doch tugendhafte Menschen in Habern im Jahre 1810 gegeben haben, wenn ihnen der Rabbi nichts Schlimmeres vorwerfen konnte.

Immerhin ist der rein ethische Inhalt dieser Reden bezeichnend. Ebenso sehen wir in dem pilpulistischen Theile, daß Spiro die Gesetze von mehr ethischem Gesichtspunkte beurtheilt. So begnügt er sich bei der Besprechung des Gesetzes über die Eheschließung nicht mit der bloßen Darstellung des rabbinischen Rechts, sondern tadelt den Egoismus der jungen Leute, der vor der Gründung einer Familie zurückschreckt, weist auf die Gefahren hin, die für die Sittlichkeit aus der Ehelosigkeit entstehen und schildert mit lebhaften Farben das freudlose Leben des alten Junggesellen. Als Bild der äußeren Verhältnisse ist eine Angabe ganz besonders interessant. In der Vorrede spricht Spiro mit aufrichtiger Dankbarkeit von seinem Vater, der ihn unterrichtet hatte und für seine Herstellung nach langer Kränklichkeit ungeheure Opfer gebracht habe, ebenso von seiner Mutter, die ihn in seiner langen Krankheit mit großer Aufopferung gepflegt hatte, und endlich von seiner Frau Gitel, die ihm in den Tagen bitterer Noth Trost zugesprochen hatte und ihm immer sagte: „Kümmere dich nur um die Thora, das ist die Hauptsache. Ich werde das Meinige thun, um uns zu ernähren und mich begnügen mit dem, was uns beschert ist.“ Spiro schrieb das zur Zeit, als er in Habern, einem armseligen Orte von 1728 Einwohnern, Rabbiner war. Damals fühlte er sich schon in einer komfortabeln Stellung. Von dort kam er nach Kanitz. Da er ganz gewiß nicht mehr als sein Nachfolger Trieschet an Gehalt erhielt, und dieser 160 Gulden bezog, kann man sich einigermaßen vorstellen, in welchen glänzenden Verhältnissen er in Habern lebte und wie schlecht es ihm gegangen sein muß, als seine Frau ihn tröften mußte. Interessant ist auch die Thatsache, daß unter den Pränumeranten, die an der Spitze des Werkes verzeichnet sind, der Name Herr Rothschild aus Frankfurt a. M. unter den Pragern vorkommt. Es ist der Einzige, dem das Attribut Herr gegeben wird, während alle anderen mit Reb bezeichnet sind. Ob es Mayer

Amschel oder einer seiner Söhne war, zu dem der Verfasser auf der Suche nach Abnehmern Zutritt erhielt, läßt sich wohl kaum ausmachen. Interessant wäre eine Beschreibung dieser Suche wohl heute vom historischen Gesichtspunkte aus.

Wichtig ist die Thatsache vom Gesichtspunkte der Kritik aus. Wie thöricht ist Euer Beginnen, aus hingeworfenen Aussprüchen talmudischer Rabbinen ein Bild ihrer Geistesrichtung konstruiren zu wollen, wie es unsere Geschichtsschreiber gethan haben, was falsch wäre, wenn selbst die Authentizität dieser Aussprüche bewiesen wäre, so lange man nicht die Anschauungen dieser Männer in ihrem Zusammenhange kennt. Was wir von Spiro erfahren, gäbe uns den besten Grund, ihn für einen halben Reformer zu halten, und doch war er das nicht im Entferntesten. Mein Vater erzählte mir Folgendes: Als sein Vater Weinhändler wurde, machte er der Gemeinde den Vorschlag, den koscheren Weinhandel zu monopolisieren, wofür er eine bestimmte Summe jährlich bezahlen wollte. Man sieht wieder daran, wie die Juden vom lokalen Gesichtspunkte beurtheilt werden müssen. Wie sich die Staatsweisheit der österreichischen Finanzgenies in der Erfindung neuer Monopole erschöpfte, so wußten auch die Juden nichts Besseres zu thun. Der Rabbi war gegen dieses Monopol, weil er befürchtete, daß einzelne Weintrinker unzufrieden mit der Qualität des von meinem Großvater geschenkten Weines oder aus persönlichen Gründen diesen Wein nicht kaufen würden und darum sich gewöhnen könnten, Wein bei Christen zu trinken. Schon damals jedoch ließ sich die Gemeinde von dem Rabbiner in finanziellen Fragen nicht beeinflussen, und mein Großvater erhielt das Monopol. Daraufhin berief der Rabbi zehn Männer auf das Gemeindehaus, nahm ein Sefer Thora mit und sprach über den Wein ein Verbot aus. Es ist jedoch kaum beachtet worden. Mein Vater, der, obwohl ein tüchtiger Talmudist, etwas pietistisch angehaucht war, pflegte die Aeußerlichkeit der alten Frömmigkeit mit den Erfahrungen seiner Kindheit zu illustrieren. Am Freitag Abend nach dem Gottesdienste kamen die Leute in aller Eile, um Wein für Kiddusch zu holen und er mußte die Schulden in dem „Legbuch" notieren. Dieses Legbuch war ein alphabetisch nach den Vornamen der Mitglieder geordnetes Verzeichniß, das bei jedem Namen ein Täschchen hatte, in welches man die Zettelchen mit dem gekauften Quantum hineinschob. Dieses Legbuch existirte noch in meinen Kinderjahren. Jetzt wäre es ein Kuriosum und jedem Museum werthvoll. Mein Vater fand es mit seiner späteren Auffassung von dem Sabbath unverträglich, daß man ihm zurief: „Reb Abele hat anderthalb Seidel. Berele, sei dech nix toieh!" oder wenn jemand schriee: „Gebt mir zuerst, bei uns steht schon die Suppe auf dem Tisch."

Einen anderen vergeblichen Versuch des Rabbi, seine geistliche Autorität geltend zu machen, erzählte mir mein Vater. Der älteste Bruder meiner Mutter, Josef Wiener (1800–1862), der Großvater meiner Frau, war verlobt und das Brautpaar beschloß, einen Ball zu geben. Wie das bei den Wohnungsverhältnissen in dem Ghetto möglich war, ist mir allerdings ein Räthsel. Der Rabbiner hörte davon und schickte den Schammes zu meinem väterlichen Großvater, der damals Vorsteher war, mit dem Auftrage:

„Auf den Baal soll sich nit unterstehen, ka Jüngel mit ka Madel zu tanzen." Der Großvater erwiderte ganz kühl: „Wenn die Jungen hätten gewollt mit die Jungen tanzen, hätten sie sich ka Baal nit gemacht." Verdächtig ist allerdings der Umstand, daß dieselbe Geschichte vielen anderen Rabbinern nacherzählt wird. So sagte man dem Rabbi Mathes Levian in Halberstadt nach, daß er auf die Frage, ob das Tanzen erlaubt sei, geantwortet habe: Gewiß, aber die Jungen allan und die Maden allan. Sonst betrachteten es die Alten als ein gutes Werk, mit einer Braut ein Tänzchen zu machen, die zu diesem Zwecke ein Taschentuch an der einen Ecke hielt, während der Tänzer es an der anderen Ecke hielt. Von dieser Uebung kommt der jüdische Ausdruck „ein Mizwetänzel" für eine mit Herablassung erwiesene Gefälligkeit. Der im Jahre 1632 verstorbene Lemberger Rabbiner Chajim Schor tadelt diese Sitte jedoch auf das Entschiedenste und fügt hinzu: Von den Söhnen Belials aber, die mit Frauen tanzen, steht geschrieben: Hand in Hand bleibt der Böse nicht ungestraft von dem Gerichte des Gehinnom (Thorath Chajim Lublin, 1608, zu Aboda Zara 17).

Von den weiteren Reformen, die zu Spiros Zeiten Platz griffen, wäre das Entblößen des Haares zu erwähnen. Die erste Frau, die sich diese Freiheit nahm, war eine gewisse Estherl Brück, die ich noch sehr gut kannte. Sie war eine Nikolsburgerin, die Tochter einer sehr angesehenen Familie und eine etwas excentrische Person. Ihr Gatte Josef Löb Brück war ein Prager Bocher gewesen und hatte dort, wie so viele seiner Zeitgenossen, so zum Beispiel Moses J. Landau, der Enkel des Oberrabbiners Ezechiel, den Liberalismus gelernt. Er war ein intimer Freund meines Großvaters und war einmal am 17. Tammus bei diesem im Laden. Ohne an den Fasttag zu denken, aß er Kirschen. Mein Urgroßvater, der dabei war, spie bei jeder Kirsche, die Josef Löb in den Mund führte, mit einem entrüsteten „Püh" aus. Josef Löb wurde natürlich darauf aufmerksam, daß etwas nicht in Ordnung sein müsse und fragte meinen Großvater leise: „Was speibt dein Taat?" Dieser erwiderre: „Wie heißt, du weißt nicht, daß heute der 17. Tammus ist." Josef Löb stellte sich ganz erschrocken und sagte: „Seid mir's tausendmal moichel, Reb Salme Wolf, ich hab's vergessen, ich werde dafür morgen fasten." Es war also kein Wunder, daß die Frau eines solchen Ketzers sich über das wichtige rabbinische Gebot weiblicher Züchtigkeit hinwegsetzte und mit unbedecktem Haare ging. Josef Löb wohnte in einem nahegelegenen Dorfe, wo er eine Pottaschsiederei betrieb. Der Rabbiner scheute die Entfernung nicht und ging hinaus, um der jungen Frau ins Gewissen zu reden, aber es war vergeblich. Die rabbinische Autorität kämpfte vergeblich gegen die Zeitrichtung. Schon 1697 klagt der palästinische Sendbote Moses Chages in seinen Noten zum Schulchan Aruk, Leket Hakemach, Altona, 1697, Fol. 103,[a], daß die Leute meinen, einem Rabbiner, der nicht Rabbiner ihrer Gemeinde sei, keinen Respekt schuldig zu sein, als ob die durch unwissende auf ihren Geldsäckel hin gewählten Vorsteher vollzogene Ernennung eines Rabbiners zum Gemeinderabbiner jemandem Autorität verleihen könne. Die Geschichte Spiros zeigt, daß es hundert Jahre später nicht besser geworden ist.

# Aus Bibel und Midrasch.

Klassische Texte in moderner Fassung von S. H. Sonneschein.

„Die Thora gleicht einer Delikatesse, deren Ingredienzen Wein, Honig und Pfeffer sind." (Jalkut, Psalm 19.)

Unser Religionsgesetz zeichnet sich durch seinen dreifachen Gehalt aus. Es wirkt wie der Wein und begeistert, ermuthigt zur opferbereiten ethischen That. Es äußert sich wie der Honig, versüßt die Bitterniß der Noth und den Schmerz des Elends. Es stachelt wie der Pfeffer und reizt die Reflection und den Scharfsinn! Der wahre Jude kann weder Selbstling noch Weltschmerzler, noch blinder Nachbeter sein. — Er mußte in der vieltausendjährigen Schule des Lebens, des Leidens und des Lernens das werden, was er jetzt ist: von edlen Menschenfreunden geliebt und verehrt, von weisen Menschenkennern geachtet und geschätzt, und vom verdummten, verrohten Pöbel gehaßt und geschmäht. Doch dieser Haß und diese Schmähung spornen den Juden nur zur stärkeren Ausdauer und zur höhern Selbstkultur an!

Schweigen ist dein höchstes Lob!" (Psalm 65, 2.)

In der reinen Gottesverehrung ist Schweigen am vielsagendsten. Die wohlklingende Phrase, das volltönende Wort sagen eben dort am wenigsten, wo sie im schönsten Gepränge und in kräftigster Schwungentfaltung sich breit machen. Da lese ich zum Beispiel in einem jüngstens gehaltenen Vortrag über die „Moderne Gottesidee" (nebenbei gesagt, von einem unitarischen Süßholzraspler) folgende Sätze: „Gott ist blos der Name, welchen wir dem geben, was in uns sich zur Seelenblüthe entfaltet ..... Lasset uns den in uns latenten Gott sich frei und voll zu dem entäußern, was die bessere Zukunft im Schooße trägt, jene Zukunft, für welche die ganze Vergangenheit nichts weiter wie eine prophetische Verheißung ist!" — Wie schön das klingt! Und wie nichtssagend andächtig! Wie entzückend nebelhaft und wunderbar kühl bis an's Herz hinan! Was da wohl Männlein und Weiblein in ihrer ästhetischen Verschwommenheit sich gedacht haben mochten? Denn empfinden läßt sich doch dabei absolut Nichts! Gott als „Seelenblüthe" ist gut; der latente Gott, der sich entäußert, ist besser, aber etwas Nichtssagenderes auf dem Gebiete agnostischen Phrasengebimmels ist mir schon lange nicht vorgekommen! Und da wurde mir einst gesagt: Im Englischen könnte man keine Phrasen dreschen! — That man beats the Dutch! —.

„Wissen sollt ihr, daß der Ewige Gott ist!" (Psalm 100, 3.)

Kaum eine andere modische Thorheit hat soviel zur Verkümmerniß der selbstbewußten, moralischen Pflichtbethätigung in gewissen, halbgebildeten

jüdischen Kreisen beigetragen, wie der sogenannte „Agnostizismus." Ursprünglich blos ein naturwissenschaftliches Stichwort, gemünzt für den ausschließlichen Zweck, um die empirischen, experimentirenden Physiker in strenge Zucht zu nehmen und ihnen alles das zu wehren, was bei der Naturforschung nicht in's Bereich der Sinnenwelt gehört — bemächtigte sich dieses Wortes sofort eine ganze Klasse von religionsflüchtigen, schwächlichen Denkern, die aus der scharfkantigen Negation des Naturforschers das hochtrabende Steckenpferd einer halbreifen Philosophie machten. — Und so galoppiren diese großen Kinder schon seit Jahren hopp, hopp, hopp! munter darauf los, ohne vom Fleck gekommen zu sein. Denn, im Grunde genommen, ist es ja ein und dasselbe, ob der halbwegs gebildete Mensch von Gott nichts wissen will oder nichts wissen kann! — Wo die Ethik des Lebens „Gottblind" ist, da tappt sie ebenso im Dunkeln, als spielte sie „Blindekuh!" — Mit den Händen greifen läßt sich Gott nicht, aber die Sphärenharmonien der Schöpfung hört jeder reife Denker und theilt diese Offenbarungen als sein Gottesbewußtsein dem Volke mit. Dieses heiligen Amtes walteten die Propheten und Poeten der Bibel, und so ist es gekommen, daß wir Juden vom Agnostizismus uns nicht hinter's Licht führen lassen. Hier und dort findet sich eine Gruppe „sogenannter" Juden. welche bis über die Augen und Ohren in dieser modischen Thorheit stecken. Das Judenthum als Religionsgemeinschaft aber folgt heute wie vor Tausendenden von Jahren der Losung: „Wissen sollt ihr, daß der Ewige Gott ist!"

---

Der Gefangene kann sich nicht selbst aus seinem Kerker befreien, und nicht Jedermann kann an zwei Tischen speisen (verbindet Gelehrsamkeit mit Wohlstand). Taanith. 5 b.

---

Eine Boraitha lehrt: Der Mensch soll stets weich wie das Rohr und nicht hart wie die Zeder sein.

Einmal kehrte R. Eleasar bar Simon aus dem Hause seines Lehrers zurück. Er ritt auf einem Esel am Ufer eines Flusses spazieren und das freudige Bewußtsein, so viel Thora gelernt zu haben, erfüllte seinen Sinn mit Hochmuth. Da begegnete ihm ein sehr häßlich aussebender Mensch, der ihn höflich grüßte. R. Eleasar erwiederte seinen Gruß nicht, sondern rief ihm die Worte entgegen: Wie häßlich siehst du aus! Sind alle Leute deines Ortes so häßlich wie du? Ich weiß nicht, erwiderte Jener; gehe zum Meister, der mich geschaffen. und frage ihn: Warum hast du so eine häßliche Kreatur geschaffen? Rabbi Eleasar ward nun inne, wie sehr er gefehlt hatte. Augenblicklich stieg er von seinem Esel, fiel vor dem Manne nieder und bat ihn dringend um Verzeihung. Nicht eher kann ich dir verzeiben, erwiderte der Beleidigte, bis du den Schöpfer gefragt hast, warum er ein so häßliches Werk geschaffen. Demüthig ging R. Eleasar hinter dem Manne her, bis sie nach dem Wohnsitze des Rabbi kamen. Die Einwohner der Stadt eilten ihm entgegen und bewillkommten ihn mit den Worten: Friede mit dir, unser Rabbi und unser Lehrer! Wen nennt ihr Rabbi? fragte der Mann. Diesen da, der hinter dir hergeht, versetzten sie. Was? Das ist ein Rabbi? Ich wünsche, daß es seines Gleichen nicht viele in Israel geben möge? Warum hegst du einen solchen Wunsch? fragten sie. Darauf erzählte er ihnen den Hergang. Verzeihe ihm dennoch, baten sie, weil er ein großer Gelehrter ist. Gut, erwiederte der Häßliche, ich verzeihe ihm euretwillen unter der Bedingung, daß er sich nie wieder ein olches Gebahren zu Schulden kommen lasse. (Ibid. 20 a-b.) S. M.

# Englands Erwachen.

## Von einem stillen Beobachter.

Tempora mutantur, nos et mutamur in illis. Die Zeiten ändern sich und wir uns mit ihnen. Dieser alte Spruch kann auch auf den veränderten Geist angewandt werden, der den gebildeteren Theil der englischen Juden beherrscht. Bis vor Kurzem thronte das deutsch-englische Rabbinat in London auf unnahbaren Höhen, dem Dalai Lama ähnlich, der von sich sagen konnte: noli me tangere, faß mich nicht an, denn unantastbar und heilig bin ich. Auch der englische Jude hatte eine gewisse heilige Scheu vor dem Inhaber des oberrabbinischen Thrones. Ob das Hochachtung oder Ehrfurcht vor dem Amte war, wollen wir heute nicht entscheiden. Es ist aber ein Zeichen der veränderten Zeit, daß unter den jüngeren Männern und Frauen, die höhere Schulen besucht haben, ein mit den althergebrachten Zuständen unzufriedener Geist sich zeigt. Zwar haben schon früher einige Männer dem englisch-jüdischen Publikum die Augen zu öffnen gesucht und ihm zu verstehen gegeben, daß das Judenthum keine Priester nach Art der Hochkirche kenne. *) Allein jene Stimmen erklangen aus dem reformatorischen Lager und hatten deßhalb wenig Einfluß auf den großentheils orthodoxen Anhang. Nun aber lassen sich auch von dieser Seite Ansichten hören, die geeignet sind, mehr in's Volk zu dringen. Die literarischen Vereine, die allenthalben in London und den größeren Provinzialstädten in den letzten zwei oder drei Jahren begründet wurden, fassen in sich wissenschaftlich gebildete junge Mitglieder, welche die Fackel der Kritik auch auf die wunden Stellen des Oberrabbinats leuchten lassen. Vor drei Jahren hat Herr Greenberg einen gewaltigen Eindruck machenden Vortrag über die „Todte Hand des Judenthums" gehalten. Er beleuchtete die Schäden, welche dem Judenthum aus dem englisch-jüdischen Oberrabbinate erwüchsen. — Vor mehreren Wochen hat ein Herr Bertram Jacobs, Baccalaureus der Jurisprudenz, im literarischen Verein Nordlondons einen Vortrag gehalten, der die Schwächen des Oberrabbinats unbarmherzig aufdeckt.

Es dürfte die Leser der Deborah interessiren zu erfahren, was es denn eigentlich mit dem englischen Oberrabbinate sei. In keinem anderen Lande der Welt findet sich ein dem englischen ähnliches Institut wie dieses Oberrabbinat. Man versteht nämlich darunter das Amt des Londoner Rabbiners der deutsch-englischen Juden. Es ist ein Anachronismus eigener Art. Vor ungefähr fünfzig Jahren waren die meisten Juden Englands in London ansässig. In den Provinzialstädten gab es nur wenige Glaubensgenossen. Es war also ganz natürlich, daß der Londoner Rabbiner sich als das geistliche Haupt von England betrachtete. Niemand auch bestritt ihm seinen Titel Chiefrabbi, den er sich selbst zugelegt. Es gab überhaupt weder einen anderen jüdischen Geistlichen deutsch-englischer Konfession. Die spanisch-portugiesischen Juden

*) Der jüdische Oberrabbiner kleidet sich in der Tracht eines höheren Geistlichen der Hochkirche, nicht beachtend ולא תר׳ בדות הגוי׳

Londons waren von den anderen abgeschlossen und, obwohl sie selbst ihren Chacham hatten, so kam dieser für die anderen Israeliten nicht in Betracht.

Nun aber ist die Zahl der Juden Englands ganz enorm gestiegen; sie wird jetzt auf 150,000 angegeben. London hat mindestens seine 80,000, die größeren Provinzialstädte weisen bedeutende Zahlen auf. Manchester hat seine 25,000, Leeds nicht viel weniger. Ebenso haben Birmingham, Liverpool, Glasgow über 10,000 jüdische Einwohner. Städte wie Leicester, Cardiff, Bristol, Bradford, Hull, Newcastle, Shoffield, Edinburgh und andere, in denen vor einem halben Jahrhundert kaum ein Jude zu finden war, haben jetzt eine oder mehrere jüdische Gemeinden. Diese größeren Gemeinden wollen ihre eigenen geistlichen Führer haben. Bis vor Kurzem hatte man sich zufrieden gegeben mit einem minister oder Chasan, einem sogenannten „Johann" für Alles. Denn dieser war Vorbeter, Schochet, Religionslehrer, Schulklopfer und weiß Gott was noch. Von diktatorischen, höchst ungebildeten Parnasim abhängig, führte der Mann eine Existenz, die weder dem Judenthume nach Innen noch nach Außen Achtung zu verschaffen imstande war. Was sollte der christliche Geistliche von einem solchen Rabbi (wie er genannt wurde) denken, der, um seinen spärlichen Gehalt zu vergrößern und seine gewöhnlich nicht kleine Familie vor dem Hunger zu retten, nebenbei ein Lädchen von Fleisch-, Specereien- und anderen Waaren unterhielt oder gar als Hausierer (pedlar) während der Wochentage mit dem Zwerchsack auf's Land ging! Der Chiefrabbi in London, der Vater des gegenwärtigen Inhabers dieser Stelle, sah diese elenden Existenzen und suchte Wandel zu schaffen. Im Verein mit einigen edeldenkenden Juden gründete er eine Anstalt, die jungen Leuten Gelegenheit geben sollte, sich für die ministry vorzubereiten. Diese Anstalt, das „Jews' College," erzieht Geistliche, die im Stande sind, ihre hebräischen Gebete und Bibelabschnitte mit Verständniß vorzutragen, auch Predigten in englischer Sprache zu halten. Es war aber nicht in der Absicht des Gründers dieses Seminars, wirkliche Rabbiner heranzubilden. Mit der Zeit mußte sich das als ein großer Mangel herausstellen. Denn da die Gemeinden größer und die jüdische heranwachsende Generation mehr gebildet wurde, so verlangte man auch wissentschaftlich gebildete Geistliche, wie die christlichen Confessionen sie haben. Denn es ist ein altes aber wahres Wort:

„Wie sich's christelt,
So jüdelt's sich."

Die Gemeinden verlangen nach Rabbinern, aber es sind keine da, und wenn ja einer oder der andere wirklich rabbinische Erziehung genossen, so läßt der Oberrabbiner ihm nicht den Titel und die Ehren eines „Morenu" zutheil werden. „Du sollst keine anderen Götter neben oder selbst unter mir haben," das ist die Devise des Mannes, welcher den Rabbinatsstuhl in London einnimmt. Wozu aber sein Titel Oberrabbiner, wenn es keine Unterrabbiner giebt? Wie früher, so will auch der Mann das Mandat für ganz England haben. Ja, der Selbstherrscher aller englischen Juden träumt von einem jüdischen Weltreiche in dem die Sonne nicht untergeht, wie der Engländer von seinem Reiche rühmt. Sind nicht in Australien, Afrika und anderwärts

Zöglinge aus dem „Jews' College" ministers, die das Londoner Rabbinat als Haupt anerkennen? Siehe da, die alle sind mir unterthänig! So wieg, man sich in dem Traume einer jüdisch-geistlichen Weltherrschaft. Nur schadet daß dieser Traum nicht in Erfüllung gehen kann!

Der Chacham der spanisch-portugiesischeu Gemeinschaft, deren jetziger Vertreter ein Gelehrter und trefflicher Redner ist, führt auch den Titel Oberrabbiner. Die Geistlichen der drei Reformgemeinden in Bradford, London und Manchester sind unabhängig vom Oberrabbiner, und die große Zahl der russisch-polnischen Juden in London oder Provinz haben ihre eigenen Rabbiner. Und um der Sache die Krone aufzusetzen, Anhänger des Oberrabinats reden jetzt von der Anomalie eines Ober-, ohne Unterrabbinen. Jene muthigen jungen Männer, von welchen oben die Rede war, meinen, daß jede Gemeinde ihren selbständigen Rabbiner haben solle. Ein Rabbiner brauchte doch wahrhaftig nicht noch ein geistliches Oberhaupt; wenn jemand sein rabbinisches Examen absolvirt hätte, so sei er nach jüdischem Gesetze und Rechte competent, die geistlichen oder religiösen Angelegenheiten seiner Gemeinde zu leiten, wie das allüberall auf dem Festlande in Europa und Amerika geschähe. Wie könne überhaupt für die große Zahl der israelitischen Einwohner Englands ein Rabbiner genügen, welcher seine Pfarrkinder vielleicht alle fünf Jahre einmal besuche. Da werden dann Streitigkeiten in jüdischen Gemeinden in aller Eile und mit großem Eklat durch den Oberrabbiner auf seinen Turnusreisen beigelegt. Sein Schiedsspruch wird in den Zeitungen ausposaunt und dessen Weisheit angestaunt, und siehe da, wenn er den Parteien den Rücken gekehrt, so bricht der alte Hader wieder aus. Ja, selbst in London sei die jüdische Bevölkerung zu groß und zu verschieden, um unter einem Rabbiner zu stehen. Das Westende verlange einen anderen Rabbiner als das Ostende. Während Frauenstimmen in den Synagogen im Ostende dem Schulchan Aruch gemäß verpönt sind קול באשה ערוה, so werden solche in Synagogen des Westendes geduldet. Das Rabbinat spricht an einem Tage sein Interdikt dagegen aus und am anderen Tage besucht es die Synagoge und hört schweigend diese Stimmen mit an.

Man will ferner Geistliche in England haben, die zu jeder Zeit fähig sind, im Falle der Rabbinatssitz in London frei wird, denselben einzunehmen, so daß man uicht länger mehr nöthig habe, sich einen Rabbi aus anderen Theilen Europas zu verschreiben. Das sind alles Dinge, die so stark betont, früher noch nicht ausgesprochen wurden.

Ob diese Wünsche sich bald erfüllen werden, ob das Erwachen aus dem alten Schlendrian zu einer kräftig sich äußernden That werden wird, das müssen wir der Zukunft und dem verständigen Sinn der jungen Generation überlassen.

J. S.

---

## Gerade wie's paßt.

Alles wird einmal gelobt: Im Winter die Sonne, im Sommer der Schatten.

# Hypochondrie.

## Von Louis Schwartz.

Was ist denn Hypochonderie?
Ein schwarzes Bild der Phantasie,
Sie macht das Herz so ängstlich bang,
Sie liebt nicht Wein und Weib und Sang.

Doch weder Weib, Gesang noch Wein
Vermag von Schwermuth zu befrei'n,
Wenn Arbeitsunlust immer quält,
Wenn Thatkraft und der Wille fehlt.

Gereicht wohl jemals Langeweil'
Und Müßiggang zum Trost und Heil?
Wem stets die Tageszeit zu lang,
Der gähnt und wähnt, wird seelenkrank.

Er bildet sich im Geiste ein,
Das Leiden könnte Schwindsucht sein,
Und sucht und findet Grund sodann,
Warum er nichts mehr leisten kann.

Für solches Uebel — trüben Sinn —
Ist fruchtlos alle Medizin,
Und wer sich nicht zusammenrafft,
Verliert auch wirklich Lebenskraft.

Lebendigkeit will die Natur,
Erfolgreich wirkt nur ihre Kur;
Bei'm Schaffen überfällt uns nie
Der Weltschmerz „Hyponchonderie."

---

R. Chanina bar Idi sagte: Warum wird die Thora mit dem Wasser verglichen, wie es heißt (Jesaia 55,1): „Auf, ihr Durstigen alle, gehet nach Wasser"? Um dir anzudeuten: Wie das Wasser aus der Höhe in die Tiefe hinabfließt, so hat die Thora nur bei demjenigen Bestand, der bescheidenen Sinnes ist.

Eine ähnliche Erklärung gab R. Oschaja. Warum, fragte er, wird die Thora mit den drei Getränken Wasser, Wein und Milch verglichen (s. Jesaia 55,1)? Um dir zu sagen: Wie diese drei Getränke in geringen Gefäßen frisch erhalten werden, so erhält sich die Thora nur bei dem, der bescheidenen Sinnes ist. Die Tochter eines römischen Kaisers machte einst gegen R. Josua die hämische Bemerkung: Wie schade, daß solch' schöne Weisheit in einem häßlichen Gefäße ihren Wohnsitz hat! Dein Vater, entgegnete R. Josua, bewahrt wohl seinen Wein in irdenen Gefäßen auf? Sie erwiderte: Soll er ihn denn in anderen Gefäßen aufbewahren? Wie, sagte R. Josua, sollte es nicht des Kaisers und seiner Tochter würdiger sein, den Wein in goldenen und silbernen Gefäßen zu bewahren? Sie begab sich zu ihrem Vater und veranlaßte ihn, den Wein in goldene und silberne Gefäße zu thun. Der Wein wurde alsbald sauer. Als man es dem Kaiser berichtete, fragte er seine Tochter: Wer hat dir diesen Rath gegeben? Rabbi Josua ben Chananja, erwiderte sie. Rufet ihn, befahl der Kaiser. Warum, fragte er Josua, hast du meiner Tochter einen so verderblichen Rath gegeben? Ich antwortete ihrer Frage gemäß, versetzte R. Josua. (Taanith 7, a.) S. M.

# Bisman Korif's Notizbuch.

(S. H. S.)

---

Der Ultra-Radicalismus in der Politik ist im Abstieg begriffen. Er konnte blos die Krone der Bäume brechen. In der Kunst konnte er sich nie recht geltend machen. In dem Walde duftet's, blüht's und singt's nach wie vor. In der Religion konnte er blos hier und da Zweige entblättern und die Frucht schädigen. Die Wurzel war und bleibt vor ihm sicher. Und auch der Stamm hat es ausgehalten. Gelobt sei Gott!

---

Es sprachen deine Sünden:
„Wir werden dich schon finden!"
Sie haben dich gefunden,
Es bluteten die Wunden!
In Tausend bittern Stunden
Hast du es schwer empfunden!
Doch jetzt ist es überwunden:
Du fühlst's, du wirst gesunden!

---

Der Direktor eines amerikanischen Rabbiner-Seminars muß, wenn er mit Erfolg und auf die Dauer seines Amtes walten soll, vier Tugenden aufweisen. Ich habe die jüngste Vergangenheit im Auge und spreche von der nächsten Zukunft. Er soll klug sein wie der verklärte Hübsch, liebenswürdig wie der selige Lilienthal, mannhaft gerecht wie der verewigte Samuel Hirsch, und unermüdlich treu wie der unsterbliche Wise. Wer nur ein Bischen von jeder dieser vier Cardinaltugenden besitzt, der soll das Geistes-Scepter im amerikanischen Israel führen. Die Gelahrtheit allein, und sei sie noch so bedeutend, thut's da nicht! Ohne Cardinaltugenden keinen Papst!"

---

Die Warschauer wie die Krakauer,
Die von Lithauen und den andern Gauen,
Laßt sie frei herüberkommen
Zu ihrem wie zu unserm Frommen.
Auf dieser freien, schönen Erden
Da können alle „frei" ja werden!
Mit freiem Sinn, mit freiem Blick
Glückt's Jedem in dieser Republik.
Doch die Dunkelmänner und Leisetreter,
Die Katzenpfötler und Schwerennöther,
Ob aus Baiern, Ungarn oder Polen —
Die mag allesammt der T . . . . . holen!

# Nachklänge zu den jüdischen Gedenktagen.

## April..

2\. 1800 Israel Deutsch, Rabbiner und orthodoxer Kämpe, Zülz, geb.
3\. 1857 Löw Schwab, Oberrabbiuer, Pest, gest.
5\. 1875 Moritz Heß, Zionist, Verfasser von „Rom und Jerusalem," Paris, gest.
7\. 1781 Abraham Muhr, Pleß, geb. (s. 12. Juni.)
1900 Isaak Rabinowitz, neuhebräischer Dichter, New York, gest.
1901 Hillel Kahane, Lehrer und Aufklärungsschriftsteller, Bottuschan, gest.
8\. 1845 Salomon Rosenthal, Schriftsteller und Führer im jüdischen Leben, Pest, gest.
9\. 1891 Adolph Saphir, Missionär, Neffe des Satyrikers, London, gest.
10\. 1835 Johann Schnitzler, Schriftsteller, Mediziner, Universitäts-Professor, Groß Kanisza, geb.
13\. 1823 Eugen Manuel, Dichter und Pädagoge, Paris, geb.
15\. 1698 Jakob Sasportas, Rabbiner und Autor, Amsterdam, gest.
1839 Emilie Ludwig (Levy), Jugendschriftstellerin, Neiße, geb.
16\. 1858 Alois Jeiteles, Arzt und Schriftsteller, Brünn, gest.
18\. 1845 Simon von Lämmel, Finanzier, Prag, gest.
19\. 1772 David Ricardo, Nationalökonom und Politiker, Konvertit, London, geb.
22\. 1881 Josef Goldmark, österreichischer Reichraths-Abgeordneter, New York, gest.
23\. 1859 Lazar Scheineanu, rumänischer Philologe, Konvertit, geb.
26\. 1878 David Deutsch, Führer der ungarischen Orthodoxie, Rabbiner in Balassa-Gyarmath, gest.
28\. 1860 Isaac da Costa, holländischer Dichter, Amsterdam, gest.
1901 Max Ring, Schriftsteller, Berlin, gest.
29\. 1819 Moses Angel, Direktor der "Jew's Free School", London, geb.

## Merkwürdiges Jagdrecht.

Folgende wohl nicht allgemein bekannte Schnurre aus der Zeit des großen Friedrich erzählt ein Mitarbeiter der „Tägliche Rundschau." Geht da der Pastor von Glowitz in Pommern, tief in Gedanken versunken, mit dem offenen Bibelbuche in den Händen über den verwilderten Kirchhof, der ihm in seinem unglaublich verwahrlosten Zustande mit nichten als ein heiliger Gottesacker, sondern recht als ein wüster Vorgarten der Hölle erscheint. Da springt ganz dicht vor den Füßen des sinnenden Mannes aus dem üppig wuchernden Unkraut jählings ein Hase auf und erschreckt den in sich gekehrten grübelnden Gottesmann. Empört über die Frechheit des Thieres und den verwahrlosten Zustand des Kirchhofes, faßt die Rechte des Pastors das Bibelbuch krampfhaft zusammen und schleudert es mit einer derben Verwünschung dem Friedhofschänder nach. Der Wurf trifft, Meister Lampe thut seinen letzten Sprung und giebt dann neben dem heiligen Buche seinen Geist auf. Triumphirend trägt der glückliche Schütze seine Beute nach Hause und erlabt sich nebst Weib und Kindlein baß an dem leckeren Wildbraten. Aber die Geschichte ward ruchbar; wegen Jagdfrevels wurde der Pastor vor Gericht geladen und zu einer empfindlichen Buße verurtheilt. Unerhört! Der Pastor unterwirft sich dem Spruche mit nichten; er geht weiter, geht bis an's Kammergericht, findet aber nirgends sein Recht. Da wendet sich der biedere Jägersmann an seinen Landesherrn, den alten Fritz. Der große König sieht sogleich, wie der Hase läuft, und also lautet sein Urtheilsspruch: „Alle Hasen, die der Pastor von Glowitz mit der Bibel todtschlägt, soll er als gerechte Jagdbeute nach Hause tragen dürfen "

## Mittheilungen aus dem Publikum

Bezugnehmend auf die Bemerkung des Herrn David Stolz in der Deborah, Seite 86, daß Samson Hirsch in Nikolsburg allgemein geachtet war, verweise ich auf eine Korrespondenz in der „Allgemeine Zeitung des Judenthums," 1861, Seite 104, welche gegen Hirsch wegen seines Angriffes auf Frankel's Einleitung in die Mischna polemisirt und worin es heißt: „Wir halten Herrn Hirsch für durchaus nicht berechtigt, das Richteramt in Israel zu übernehmen. Worauf stützt er sich? Etwa auf seine Leistungen? Oder auf seine talmudische Gelehrsamkeit? Er wird sich erinnern, wie es ihm in Mähren damit ergangen, und wie dort der einfachste Bachur ihm den Rang abgelaufen."

Solche Aeußerungen mögen einseitig sein, aber sie beweisen jedenfalls, daß Hirsch seine Gegner hatte, was nur zu natürlich ist, wenn man die Verhältnisse bedenkt und den Unterschied in Betracht zieht, welcher zwischen seiner Geistesrichtung und der seines Vorgängers Nahum Trebitsch bestanden hat. G. D.

## Rundschau.

Graf Pückler, der durch seine gefährlichen Verrücktheiten in letzter Zeit so viel von sich reden machte, hat neulich wieder einmal sich etwas Besonderes geleistet. In einer Volksversammlung sprach er von den weißen und den goldenen Ratten. Unter den ersteren versteht er die Sozialisten, unter den letzteren die Juden. Mit Bezug auf die letzteren ruft er dem Kaiser zu: Landgraf, werde hart! Die goldenen Ratten sollen ausgerottet werden. Es wäre der Mühe werth, wenn jemand die Phrasen des Herrn Grafen wörtlich auf irgend eine andere Bevölkerungsklasse, etwa auf die Aristokraten, auf die christliche Geistlichkeit, auf die Offiziere, oder auf den allerhöchsten Hof anwenden wollte, um die Geduld der königlich preußischen Staatsanwälte auf die Probe zu stellen. In dem Falle Pückler hat ein liberaler Abgeordneter im preußischen Landtage den Justizminister interpellirt, und keine Antwort erhalten. Die Schwierigkeit des Vorgehens gegen einen notorisch verrückten Menschen sei zugegeben, aber diese Schwierigkeit würde sofort verschwinden, wenn etwa jemand sagen würde, die Offiziere sind die Ratten, die an dem Volkswohle nagen und die ganz besonders durch die Prämien, die sie auf Unsittlichkeit und Ausschweifung setzen, das sittliche Volksbewußtsein vergiften, da sie dem Uebelthäter das Recht geben, sein Opfer niederzuschießen, statt sich gerichtlich verurtheilen zu lassen. Dabei spricht man von Judenherrschaft!

Den Deutschen Oesterreichs wurde von einem czechischen Abgeordneten eine sehr unangenehme Wahrheit gesagt. Stransky, ein radikaler Czeche, nebenbei selbst ein Konvertit zum Katholizismus, der sich aus Rücksicht auf seine politische Karriere hat taufen lassen, sagte: „Die deutsche

Partei im österreichischen Parlamente setzt sich aus drei Gruppen zusammen, aus den Wiener Abgeordneten, die den Antisemitismus betonen und bethätigen, aus den Nationalen, die den Antisemitismus betonen, aber nicht bethätigen, und aus den Liberalen, die den Antisemitismus bethätigen, aber nicht betonen." Der einzige Fehler in seinen Ausführungen war nur der, daß er die Bethätigung des Antisemitismus auf zwei Parteien einschränkte, thatsächlich beschränkt sich der Unterschied der Parteien nur darauf, ob man aus Rücksicht auf das in allgemeiner Beziehung, das heißt den Klerikalen gegenüber liberale Programm den Antisemitismus theoretisch verleugnen müsse oder nicht. Auffällig ist es auch, daß niemand Herrn Stransky fragte, ob denn sein eigener Uebertritt zur katholischen Kirche nicht auch eine praktische Anerkennung des theoretisch bekämpften Antisemitismus sei, denn er wird wohl kaum den Muth haben, öffentlich sesnen Uebertritt zur katholischen Kirche aus religiöser Ueberzeugung zu motiviren.

Die Orthodoxie ist keineswegs eine Garantie idealer Zustände im Gemeindeleben. So lasen wir neulich, daß Herr Rabbiner M. L. Bamberger, der vor einiger Zeit von seiner Gemeinde Schildberg des Amtes entlassen wurde, von einem Gemeindemitgliede wegen Ehrenbeleidigung verklagt und zu einer Geldstrafe von zwanzig Mark verurtheil wurde. Die näheren Umstände sind leider nicht angegeben, so daß man über die Ursache des Konflikts im Unklaren bleibt. Bezeichnend ist es jedoch, daß in orthodoxen Gemeinden und unter Führung orthodoxer Rabbiner gerade die wesentlichsten Gesetze des traditionellen Judenthums übertreten werden. Ein solches ist das Gesetz, welches die Austragung jüdischer Rechtshändel vor staatlichen Gerichten verbietet (Choschen Mischpat, 36). Wenn nun die Bedürfnisse der Neuzeit dieses Gesetz in Bezug auf zivilrechtliche Fragen außer Uebung gesetzt haben, so bleibt es gewiß für interne Gemeindeverhältnisse in Kraft. Herr Bamberger gehört einer Familie an, in welcher das orthodoxe Prinzip seit Jahren eine Familientradition gewesen ist. Sein Großvater war der wegen seiner Frömmigkeit und seines Edelsinnes berühmte Würzburger Rabbiner Seligmann Bär Bamberger, und dessen Söhne haben sich überall als Kämpen der Orthodoxie ausgezeichnet.

Wie das moderne Leben in einen unlösbaren Konflikt mit der Orthodoxie gerathen muß, zeigt das Beispiel Englands, von dem in dieser Nummer ein englischer Freund uns Nachricht giebt. Neulich wurde anläßlich des Todes des Dajans Spiers der Versuch gemacht, die erledigte Stelle durch zwei englische junge Leute von moderner Erziehung zu besetzen. Man hoffte offenbar, dadurch die zahlreiche russisch-jüdische Bevölkerung des Londoner Ostends unter der Botmäßigkeit der „United Synagogue" zu erhalten. Der Versuch scheint aber fehlgeschlagen zu sein, denn die russischen Juden hielten ein Entrüstungsmeeting, in welchem sie gegen die Ernennung dieser jungen Leute protestirten. Man mag den Leuten noch so viel vormachen; sie werden doch sich in der Ueberzeugung nicht irre machen lassen, daß ein moderner Mensch nicht in dem Sinne eines russischen Juden orthodox sein kann, und das ist ohne Zweifel thatsächlich der Fall.

Dr. Pinkus Neustadt, dessen Auszeichnung mit einem preußischen Orden anläßlich seines sechzigjährigen Lehrerjubiläums wir neulich meldeten, ist am 24. Februar in Breslau gestorben. Es verdient jedenfalls Achtung, wenn ein Mann in so langer Karriere dem Ideale seiner Jugend treu geblieben ist. Anderseits kann es schwerlich uns sympathisch berühren, wenn wir lesen, daß kurz vor seinem Hinscheiden in der von seinem Sohne herausgegebenen Zeitung an die Schüler das Ersuchen gestellt wird, für den kranken Lehrer Pinchas, Sohn des Abraham und der Chaja zu beten, als ob Gott, der Allwissende, erst die genaue Adresse des Kranken erfahren müßte, ehe er ihm Genesung schicken kann.

Karl Joel, Sohn des verstorbenen Rabbiners von Hirschberg, H. Joel, ist kürzlich zum Professor der Philosophie an der Universität in Basel ernannt worden. Diese Nachricht bringt uns die Thatsache in Erinnerung, wie viele der akademischen Lehrer Europas aus Rabbinerfamilien oder aus den Häusern jüdischer Gelehrten hervorgegangen sind. Ohne genaue Prüfung der Listen läßt sich das nicht bestimmen. Auf's Gerathewohl nennen wir aus dem Gedächtnisse die beiden Söhne des Chacham Bernays in Hamburg, den streng orthodoxen klassischen Philologen Jakob Bernays in Bonn und seinen zum Protestantismus übergetretenen Bruder Michael, Professor der deutschen Literatur in München, die beiden Söhne Ludwig Philippsons, den Historiker Martin, früher in Brüssel und den Geographen Alfred in Bonn, Ludwig Geiger, den Sohn des großen jüdischen Theologen Abraham Geiger, Professor der Literaturgeschichte in Berlin, Georg Jellinek, den Sohn des Wiener Predigers, Professor des Völkerrechts in Heidelberg, den Mediziner Rosenstein in Leiden, Sohn des Berliner Rabbinats-Assessors Elchanan Rosenstein, und die wohl hieher zu rechnenden Leo Grätz, Professor der Physik in München, den kürzlich verstorbenen Büdinger in Wien und endlich die ehemaligen jüdischen Theologen, wie Ludwig Stein in Bern, Hermann Cohen in Marburg und Jakob Freudenthal in Breslau, alle Philosophen. Wie wenig vollständig eine solche Liste ist, kann aus dem Umstande geschlossen werden, daß mir während des Schreibens dieser Zeilen der Name des Professors Landsberg von der technischen Hochschule in Darmstadt einfällt, der der Sohn des ehemaligen Landesrabbiners von Hildesheim ist. Die Hauptsache bleibt der Beweis, wie viel die Juden zur Blüthe geistigen Lebens in der kurzen Zeit, seit ihnen eine wissenschaftliche Karriere offensteht, beigetragen haben.

Max Büdinger, der bekannte Historiker und Professor der Geschichte an der Universität Wien, ist am 23. Februar daselbst im Alter von 73 Jahren gestorben. Er war am 1. April 1828 als Sohn des bekannten Schulmannes und Leiters des jüdischen Lehrer-Seminars Moses Büdinger in Kassel geboren und war einer der ersten jüdischen Geschichts-Professoren au deutschen Universitäten. Da für dieses Fach Juden besonders ungern gesehen wurden, mußte er wie so viele andere Glaubensgenossen nach der Schweiz auswandern und wurde 1861 in Zürich Professor; 1872 wurde er als Nachfolger Aschbachs nach Wien berufen, was bei den Verhältnissen in Oesterreich selbst unter der damaligen liberalen Regierung ein Ereigniß war. Zu

allgemeiner Ueberraschung erfuhr man bei seinem Tode, daß er zum Protestantismus übergetreten sei. Der Grund dieses merkwürdigen Umfalles ist kaum zu begreifen. Die Annahme, daß er den Glaubenswechsel vorgenommen habe, um Hofrath zu werden, wie einige deutsche Blätter wollen, ist kaum glaublich, denn, abgesehen von der Bedeutungslosigkeit dieses Titels, ist es Thatsache, daß auch Juden dieser Ehre theilhaftig wurden. Ganz überraschend ist es übrigens nicht, denn in seinen Vorlesungen befleißigte sich Büdinger von jeher einer sogenannten Unparteilichkeit, und in seiner Arbeit über die Einflüsse egyptischer Anschauungen auf jüdische Kulte citirt er die Stelle Micha 5, 25 mit unverkennbarer Absichtlichkeit in Ewalds Uebersetzung, damit ja niemand den Verdacht schöpfe, der Autor könne diese Stelle im Original lesen.

Der Friseur Blondes, der in Wilna wegen Ritualmordes angeklagt war, wurde am 14. Februar von den Geschworenen freigesprochen. Blondes kann sich Glück wünschen, daß er in Rußland prozessirt wurde. Wäre er in Preußen oder gar in Oesterreich vor Geschworenen gestanden, so wäre er sicherllch mindestens zu einer langjährigen Kerkerstrafe verurtheilt worden. Bezeichnend genug ist der Umstand, daß innerhalb kurzer Zeit drei Raubmorde, an Juden verübt, gemeldet wurden, einer in Kalisch, einer in Brüx in Böhmen und ein dritter in Suranyi in Ungarn. In keinem dieser Fälle ist der Thäter entdeckt worden. Verbrechen gab es jederzeit, doch liegt der Verdacht nahe, daß es sich in diesen Fällen in einem gewissen Sinne um Ritualmorde handelt, nämlich um Folgen antisemitischer Verhetzung, die den Pöbel zur Anschauung erzieht, daß einem Juden gegenüber Alles erlaubt ist. Eine Verhetzung dieser Art hat sich der Führer der österreichischen Los-von-Rom-Bewegung, der Abgeordnete Eisenkolb geleistet, indem er im Reichsrath einen Ritualmordfall zur Sprache brachte. Die Magd eines jüdischen Kaufmannes in Aussig war verschwunden und alle Anzeichen sprachen dafür, daß sie, von einem verheiratheten Manne verführt, sich aus Scham das Leben genommen habe. Glücklicherweise wurde thatsächlich bald darauf ihre Leiche aus der Elbe gezogen. So sieht der Liberalismus in Oesterreich aus!

Aus Jerusalem kommen die um die Purimzeit mehr als sonst üblichen Bettelbriefe. Bald ist es eine Synagoge, bald eine Altersversorgungsanstalt, ein Hospital und neulich gar ein Blindeninstitut, das an unseren Wohlthätigkeitssinn appellirt. Unzweifelhaft ist es, daß in Palästina große Noth herrscht, theils wegen der traurigen Lage des Landes, in dem Ackerbau sehr dürftig, Handel und Industrie so gut wie gar nicht existiren. Zudem setzt sich die Bevölkerung aus den ärmsten und wirthschaftlich unfähigsten Elementen aus aller Herren Ländern zusammen. Es wurde schon dem edeln Montefiore gesagt, als er 1855 mit Touros Legat in Palästina Fabriken errichten wollte: „Wenn die Juden, die in Palästina leben, hätten arbeiten wollen, wären sie nicht nach Palästina gekommen.“ Ergänzend sind in dieser Hinsicht zwei vertrauenswürdige Berichte, die von dort kommen. Der Direktor der Von Lämmel-Schule, Ephraim Cohn, schreibt im „Jewish Comment“ von Baltimore, daß die Ackerbau-Kolonien den Baron Edmund

von Rothschild bis jetzt das nette Sümmchen von vierzig Millionen Francs gekostet haben, aber bis jetzt noch nicht einmal den 3—4000 Kolonisten, die dort angesiedelt sind, eine selbstständige Existenz verschafft haben. Der amerikanische Rabbiner Martin Meyer, der in Jerusalem wissenschaftlicher Arbeiten halber sich aufhält, schreibt in verschiedenen amerikanischen Zeitungen über die Trostlosigkeit der dortigen Verhältnisse und sagt, daß die wirklich nach Selbstständigkeit strebenden Elemente sich durch Auswanderung aus dem Elende des palästinensischen Lebens retten.

Die Organisation der jüdischen Gemeinden ist der Titel einer Preisarbeit, welche der junge ungarische Rabbiner Herr Dr. Venetianer neulich veröffentlicht hat. Die Arbeit selbst ist von höchst dringendem wissenschaftlichem Interesse, und was man von der Pester Schule und dem Autor weiß, berechtigt zu den besten Erwartungen. Leider ist sie in ungarischer Sprache geschrieben, was sie der großen Mehrzahl jüdischer Leser unzugänglich macht. Das heißt denn doch den Nationalismus bis zum Nativismus getrieben. So unsinnig es wäre, den ungarischen Juden zuzumuthen, sich als Deutsche zu gerieren, so unsinnig ist es, eine Richtung wie die des amerikanischen Knownothingthums zu kultiviren. Selbst skandinavische Aerzte haben neulich den Beschluß gefaßt, ihre wissenschaftlichen Arbeiten in einer Weltsprache zu veröffentlichen. Wir Juden haben aber leider die Schwäche, alle lokalen Modethorheiten mitzumachen. Gleich nach dem Sturze des Bach'schen Regimentes hatte sich unter den ungarischen Juden eine etwas krankhafte Nationalisirungssucht merkbar gemacht, deren Führer der Mährer Löw war. Diese nativistische Richtung hat ebensowenig in Ungarn das Auftreten Istoczis verhindert als sie in Frankreich Drumont und den Dreyfus-Prozeß unmöglich gemacht hat. Das sollten sich unsere ungarischen Brüder merken, denn die Zeit wird sicherlich kommen, wenn die jetzt frondierenden Klerikalen sich mit der herrschenden Partei oder mit ihren Nachfolgern aussöhnen werden, und dann kann man sehr wohl eines zweiten Tisza-Eszlar gewärtig sein.

Der „Temple“ in Cleveland versendet seinen herrlich ausgestatteten Jahresbericht. Derselbe ist ein typisch amerikanisches Dokument. Er enthält nicht nur die Jahreschronik, sondern auch sehr gut geschriebene Berichte der Beamten des Tempels und treffliche Illustrationen. Besonders interessant ist für europäische Leser der Bericht über die mit dem Tempel verbundenen Institute, wozu nicht nur Vereine, Bibliothek, Vortragscyklen weltlicher Natur, sondern sogar eine regelrechte Turnhalle gehört. Das ist eine bemerkenswerthe Konzession an die „Institutioual Church,“ aber doch auch wieder in entferntem Maße eine Annäherung an das Chewrawesen der alten Gemeinde. Ueber die Erfolge wird die Zukunft uns belehren müssen.

Antisemitismus ist in erster Linie der natürliche Ausdruck der brutalen Volksinstinkte; genährt wird er jedoch durch die Pflege von oben. Würden Mord und Raub von den staatlichen Autoritäten in Friedenszeiten ebenso gebilligt wie im Kriege, so würden wir jeden Tag in die öffentlichen Verhältnisse der Faustrechts zurücksinken. Würde der Antisemitismus nicht

von oben her toleriert oder gar ermuthigt, so wäre er bald verschwunden. In Preußen hat sich das von jeher besonders deutlich gezeigt. Als Bismarck im Jahre 1878 es für seine Politik ersprießlich fand, sich der Reaktion wieder zuzuwenden, regnete es Petitionen um Widerruf der Judenemanzipation und endlich wurde sogar Feuer an die Synagoge zu Neustettin gelegt. Hätte man nicht aus Gründen der öffentlichen Sicherheit dem Pöbel Halt geboten, so wäre es noch zu Judenmetzeleien wie zu Zeiten der Kreuzzüge gekommen. Gegenwärtig herrscht wieder eine den Juden ungünstige Stimmung und die regierenden Kreise tragen das Ihrige dazu bei. So sagte neulich der preußische Kriegsminister von Goßler bei Besprechung der Unruhen in Wreschen, wo Deutsche und Polen in der Gemeindeverwaltung um die Suprematie kämpfen, die Gemeindevertretung bestehe aus sechs Deutschen, sechs Polen und sechs Juden. Diese Ausdrucksweise steht auf dem Prinzipe, welches in Preußen seit 1812 aufgehoben ist, da damals durch das Gesetz die Juden ausdrücklich als „Bürger und Einländer“ anerkannt wurden und ihnen auch das Wahlrecht in den Gemeinden eingeräumt wurde. Ob es politisch klug war, sich so auszudrücken, muß der Minister selbst entscheiden, denn die Juden hätten es in der Hand, jederzeit sich den Polen anzuschließen, welche in ihrer bedrängten Lage diese Hilfe gewiß zu schätzen wissen würden.

Erzherzog Rainer, der als Protektor der Wissenschaften von jeher eine hochgeachtete Stellung eingenommen hat, empfing anläßlich seiner goldenen Hochzeit eine Deputation der Wiener Kultusgemeinde, die ihm ihre Glückwünsche darbrachte. Bei diesem Anlaß sprach der Prinz in unzweideutigen Worten die Verurtheilung des Antisemitismus aus. Er bedauerte, daß die Juden so schwere und unverdiente Zurücksetzungen erlitten hätten, und sprach von seinem strikt katholischen Standpunkte diese Verurtheilung aus. Den Antisemiten ist diese Thatsache sehr unbequem und sie nennen den Erzherzog einen altersschwachen Greis. Freilich wird heutzutage die politische Anschauung nicht von den Höfen gemacht, aber es ist immerhin besser, daß von diesen Kreisen auf die Veredlung der Massen gewirkt wird als umgekehrt.

Wir betrauern den Verlust eines wackeren Freundes in dem Tode des Herrn Jacob Gronemann, der am 22. Februar d. J. in Detroit im 65. Lebensjahre gestorben ist. Herr Gronemann war in Deutschland Lehrer gewesen und wanderte vor 35 Jahren nach Amerika aus, wo er zuerst in Buffalo und dann in Detroit sich mit der Erzeugung und dem Verkaufe von Patentmedizinen beschäftigte. Er war der alten Deborah ein treuer Mitarbeiter und bei dem Erscheinen unseres Blattes nahm er gleich von aller Anfang den regsten Antheil und widmete ihr seine literarischen Kräfte. Allen Lesern werden seine Bearbeitungen aus dem Midrasch in angenehmer Erinnerung sein. Gronemann gehörte zu der stets kleiner werdenden Zahl deutscher Idealisten. Ehre seinem Andenken!

# Unlösbare Fesseln.

## Eine Erzählung von Gotthard Deutsch.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten traten sie in die Vorhalle, wo gerade Lotti ihre Kinder zum Großvater brachte, damit er sie segne. Max war von dem Schauspiele, wie der Alte seine Hände über den Köpfen der scheublickenden Kleinen hielt und dabei andächtig lispelte, tief gerührt.

„Gut Jontew, Vetter Reb Dowid Löb," sagte er, indem er an den Alten herantrat. „Ich habe mich auch in Schul wollen benschen lassen und nur gewartet, bis Mendel und Marderpelz gebenscht waren, da kam Herr Lipschitz und hat mich in ein so angenehmes Gespräch gezogen, daß ich gar nicht merkte, wie sie alle schon fortgegangen waren."

„Wie heißt, ich soll Dich benschen?" sagte der Alte schmunzelnd. „Zu meinen Zeiten, wenn ein fremder Row ist gekommen in die Kille, hat man sich von ihm benschen lassen."

„Sie stehen für mich an Vatersstelle, da ich meinen Vater nicht gekannt habe," erwiederte Max.

„Nun, wenn Du es so meinst," sagte der Alte, indem er seine Hände erhob, „soll das Verdienst Deines Vaters und aller unserer frommen Voreltern, die im Gan Eden ruhen, Dir beistehen. Möge sich an Dir erfüllen der Segen unserer Weisen: Deine Lebensaufgabe sollst du erfüllt sehen, dein Ziel sei das ewige Leben, dein Herz forsche Weisheit und dein Mund lehre Wahrheit."

„Und jetzt gehen wir heim!" setzte er nach einer Pause hinzu, da keiner der Anwesenden die feierliche Scene unterbrach. „Die Muhme Bele wird nicht wissen, was der Mähr ist."

Als sie durch die dicht neben dem Laden befindliche Sabbaththüre in den engen Hausflur eintraten, sahen sie die alte Frau in der festlich erleuchteten Stube an dem Tische sitzen und ans ihrer Techinne lesen. Auf dem mit blendendem Linnen gedeckten Tische standen neben einer Petroleumlampe zwei Messingleuchter, in denen brennende Kerzen staken. Das Steingutgeschirr, die mit Beingriffen versehenen Messer und Gabeln und die alterthümliche, gestickte Decke über den Barches sahen sehr ärmlich aus, aber Alles machte durch seine peinliche Sauberkeit einen sehr freundlichen Eindruck. Die Alte hatte die Eintretenden nicht gehört und richtete ihre Blicke erst auf, als ihr Gatte dicht neben ihr stand und ihr laut „Gut' Jontew!" zurief.

„Gut' Jahr!" gab sie überrascht zurück. „Lange hat heut' die Schul' gedauert. Jisroel Hirsch hat sich gewiß wollen weisen vor dem Oirech."

„Das weiß ich nicht, Muhme Bele!" rief Max mit aller Kraft seiner Stimme, „aber, wenn er es wollte, ist es ihm jedenfalls gelungen. Ich muß Dir sagen, Lotti," fügte er, an seine Kousine gewendet, hinzu, „Du kannst auf Deinen Mann stolz sein. Er hat mich aufrichtig erbaut. Nachdem ich

ihn vorbeten gehört habe, kann ich schon begreifen, wie Du einen Mann namens Marderpelz heirathen konntest.

„Erinnere mich nur an den Namen nicht," sagte Lotti unwillig. „Ich habe ihm schon gesagt, wenn es unser halbes Vermögen kostet, muß er ihn ändern lassen, ehe die Kinder groß werden. Es ist wirklich noch ein Glück, daß unsere Kinder Mädchen sind und Aussicht haben, einmal einen anderen Namen zu erhalten."

„Nun," sagte Max, „Künstler nehmen ja oft andere Namen an. Mardoni oder Pelzeschi klänge nicht so übel."

„Machen Sie sich nicht über mir lustig!" warf Marderpelz mit affektirter Bescheidenheit ein.

„Gott behüte!" sagte Max. Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Ihr Vortrag des „Haschkiwenu" mich so ergriffen hat, daß ich an das Beten selbst vergessen habe."

„Ich hab' gesehen," fiel hier der Alte ein. „Du hast nicht gemischt und bist als bei Borchu stehen geblieben. Dein Vater, in Gan Eden ruht er, hätt' nie in seinem Leben auswendig gedawent."

„Nun," meinte Max, „der Vorbeter ist doch dazu da, daß er die Gemeinde im Gebete vertritt und — das muß ich wiederholen — das Gefühl, das er in die Worte: „Breite über uns den Fittig deines Friedens!" gelegt hat, hat mich zu inniger Andacht angeregt."

„Ja, oren känn er," sagte der Alte mit etwas gemachtem Brummen. „Wenn er ein Viertel so lernen könnt'" . . . .

Inzwischen trat die Muhme Bele mit einer großen Kaffeekanne in die Stube und sagte: Dowid Löb, mach' Kiddusch, es ist schon spät. Du hast noch nichts gegessen von heut' Mittag an."

Der Alte setzte sich auf seinen Platz, behielt den Hut auf dem Kopfe, nahm den Becher in die hocherhobene rechte Hand und kantillierte den Segen; dann erhob er sich, wusch seine Hände, setzte sich nieder auf seinen Platz, entfernte die gestickte Decke, die auf den Broden lag, hob die beiden Brode andächtig in die Höhe, sprach den Segen, schnitt das Eine an und theilte jedem der Anwesenden ein Stück aus.

„Morgen bist Du mein Gast, Max," sagte Lotti, indem sie sich erhob. „Du wirst doch nicht die Nacht durchwachen. Komme gleich zum Frühstück. Komme, wann Du aufstehst, so früh' oder so spät es Dir paßt. Wir werden auf Dich warten."

„Nun, ich werde mich der Hausordnung fügen," war die Antwort. „Wenn der Vater bei seinen hohen Jahren die Nacht in Schul' zubringt, werde ich es wohl auch ertragen können."

„Vater!" begann Lotti, „Du könntest auch bei Deinen Jahren Dir Deinen regelrechten Schlaf gönnen. Ich glaube, das ist bei Gott mehr Mizwe als die ganze Nacht zu beten."

„Ich habe Dir schon einmal heute gesagt," erwiederte der Alte gutgelaunt: „Deine Philosophie habe ich schon vor vielen Jahren vergessen. Was ich zu thun habe, das will ich mir schon allein besorgen. Wenn Meyer will, kann er schlafen, sein Bett ist bereit."

„Nun, ich weiß schon, daß ich nichts ausrichte. Also gute Nacht!“ rief Lotti, indem sie sich entfernte.

„Du eßt ja gar nichts, Meyer,“ sagte die alte Frau. „Heute haben wir nur Milchigs. Wir haben das schon immer so gehalten. Wenn Du aber willst, werde ich Dir ein Stückchen kalte Gans hereinbringen.“

„Lassen Sie nur gut sein, Muhme Bele,“ erwiederte der Angeredete. „Es ist Alles ganz gut, aber ich habe nachmittags so spät gegessen, daß ich jetzt noch keinen Appetit habe. Die Barches sind ausgezeichnet. Es thut mir leid, daß ich nicht besser zusprechen kann.

„Die Kugel gerath nach dem Oirech,“ erwiederte die Alte geschmeichelt.

„Warum ißt aber Mendel nicht?“ fragte der Gast wieder.

„Ich kann so spät abends nicht essen und das frische Gebäck ist für mich nicht gut,“ erwiederte dieser. „Ich muß mich auch niederlegen. Wenn ich so eine ganze Nacht aufbleiben wollte, wäre ich eine Woche krank.“

„Das ist heutzutage eine junge Welt!“ polterte der Alte. „Wie ich ein junger Mensch war, habe ich beim Bruder Reb Secharjeh gelernt und wir sind jeden Montag und Donnerstag die ganze Nacht aufgesessen und haben gelernt. Deswegen bin ich den anderen Morgen mit meinem Pack ins Dorf gegangen, und es hat mir gottlob nicht geschadet.“

„In früheren Zeiten haben die Leute gesündere Naturen gehabt,“ erwiederte Mendel.

„Mit Dir werde ich schon nichts mehr ausrichten,“ sagte der Alte resignirt. „Laß uns benschen und wir werden in Schul' gehen. Du, leg' Dich in Gott's Nameu schlafen.“

Ohne weitere Bemerkung begann er: „Rabboissai, wir wollen benschen,“ und rezitirte das lange Tischgebet. Dann sagte er: „Leg' Dich gleich nieder, Bele, und schlaf' Dich aus. Wenn ich werd' etwas haben wollen beim Nachhausekommen, werd' ich Dich schon aufwecken.“

Damit entfernte er sich, von Max begleitet.

In der unheimlichen Synagege brannten nur wenige Lichter. David Löb nahm eine Kerze, die er in einen Kerzenhalter, der an seinem Ständer befestigt war, steckte, nahm aus seinem Pulte ein kleines Büchlein und sagte zu seinem Neffen: „Hinten steht ein Seforimschrank. Such' Dir heraus, was Du willst, es sind noch die Seforim von Deinem Großvater, das Andenken des Frommen sei gesegnet.“

Damit begann er sofort an sein Pensum zu gehen, das darin bestand, die aus der Bibel, aus talmudischen, rabbinischen und kabbalistischen Werken mechanisch zusammengestellten Stücke herunterzulesen.

Max, der ihm eine Weile zusah, trat an den Schrank und nahm auf's Gerathewohl einen Folianten heraus. Es war der Ritualkodex Magen Abraham. Ganz oben auf dem Titelblatte waren die hebräischen Worte geschrieben: „Gekauft von meiner Hab' zu Ehren ihm, der mir das Leben gab. Der Geringe, Jekuthiel Menachem Mendel aus Bobrczyk, der trägt die Last des Heiligthums in der heiligen Gemeinde Dobichau.“

Max blätterte planlos in dem Buche, als sein Auge durch eine von der Hand des Großvaters geschriebene Randnote gefesselt wurde. Es war bei dem Paragraphen, der über das Gesetz des Fastens der Erstgeborenen am Vorabende des Pessachfestes handelte. Die Stelle lautete: „Mir wurde die Frage vorgelegt, wie es mit einem Erstgeborenen zu halten sei, der am Rüsttage des Pessachfestes geboren wurde, ob der Vater bereits an dem Tage der Geburt des Kindes zu fasten habe. Ich entschied: Die Pflicht der Erstgeborenen oder ihrer Stellvertreter an diesem Tage zu fasten, geht darauf zurück, daß Gott, gelobt sei er, die Erstgeborenen der Israeliten verschonte, als er die Egypter schlug. Dieses Ereigniß trat um Mitternacht ein. Wenn daher das Kind vor Mitternacht geboren wurde, muß der Vater schon an diesem Tage fasten, andernfalls beginnt diese Pflicht erst in dem nächsten Jahre. Als ich diese Entscheidung meinem geehrten Freunde, der Leuchte Israels, dem Rabbi Meschullam Salman aus Fürth, vorlegte, fanden meine Worte Gnade in seinem Auge. Gepriesen sei der Herr, der dem Staubgeborenen Einsicht verleiht!"

Max schloß das Buch mit einem Gefühle der Enttäuschung. Das war also die Geistesgröße, auf welche die Nachkommen mit Bewunderung hinblickten! Auf den Ruhm dieses Großvaters sollten sich nach der Ansicht des alten Vetters Mendels Ansprüche auf eine Versorgung gründen! Er brachte das Buch an seine Stelle und nahm einen Oktavband aus dem Schranke. Es war der erste Band des Zohar. Wieder öffnete er das Buch auf Gerathewohl und las auf der Seite, die sich seinem Auge zuerst darbot: „Es heißt in der Schrift: Sie nahmen Jonah und schleuderten ihn in die See, und die See hörte auf zu wüthen. Hier ist es auffällig, warum die See sich über Jonah aufregte und nicht die Erde, da er doch von der Erde geflohen war, damit der Geist Gottes sich auf ihm nicht niederlasse. Die See ist ein Bild des Himmels, und der Himmel ein Bild des göttlichen Thrones, deshalb nahm ihn die See und hielt ihn fest. „Sie nahmen Jonah und schleuderten ihn in die See." Das sagt uns: Jedesmal, wenn sie ihn nahmen und bis an die Hüften in das Meer senkten, wurde das Meer ruhig; sobald sie ihn hinaufzogen, wurde das Meer stürmisch, so daß er sagte: Nehmet mich und schleudert mich in das Meer. Sobald er in das Meer geworfen worden war, floh seine Seele und stieg auf zu dem Throne des Weltenkönigs, wurde dort gerichtet und kam wieder durch den Rachen des Fisches in seinen Leib zurück. Siehe, im Augenblicke, wo der Mensch am Abend sein Lager besteigt, verläßt ihn die Seele und wird gerichtet vor dem Throne des Weltenkönigs. Ist sie würdig, erhalten zu werden, kehrt sie auf diese Welt zurück. Das Urtheil ist auf zwei Thatsachen gegründet, denn der Mensch wird nicht bestraft wegen des Bösen, das er im Sinne hat, vielmehr wird er belohnt wegen des Guten, das er zu thun beabsichtigt, denn der Heilige, gelobt sei er, thut Gutes allen seinen Geschöpfen und alle seine Wege sind Gnade.

Das war denn doch trotz aller Phantastik viel sympathischer als das Disputiren über die kleinlichen Fragen des Gesetzes. Während er sich weiter in

das Buch vertiefte, trat Marderpelz von hinten an ihn heran und sah ihm über die Schulter.

„Den Zohar lernen Sie!“ rief er mit dem Tone provozierender Verwunderung, ehe ihn Max noch bemerkt hatte. „Ich habe mich nie mit Kabbala abgegeben. Mein Rebbe hat immer nach Mitternacht ein Stück Zohar gelernt und zu uns Bocherim hat er gesagt: Ehe nicht einer ganz Schaß gründlich durchgemacht hat, soll er sich mit Kabbala nicht abgeben.“

„Das sind Ansichtssachen,“ erwiederte Max trocken. „Ich glaube, was von Menschen geschrieben ist, muß von Menschen verstanden werden können“ und damit begann er wieder zu lesen.

Sein Opponent war aber nicht so leicht aus dem Felde zu schlagen.“ „Wie heißt?“ sagte er. „Kann ich mit einem Menschen anfangen, Yne Jehoschua zu lernen, wenn er in seinem Leben nicht ein Stückchen Mischna gelernt hat? Um Kabbala zu verstehen, muß man eine gründliche Vorbereitung haben, und muß einen Lehrer gehabt haben, der etwas verstanden hat.“

„Wollen wir darüber nicht streiten!“ sagte Max etwas unwillig. „Jeder mag sich seinen Weg aussuchen. Ich habe da gerade eine Abhandlung über die Frage gelesen, ob der Vater eines am Erew Pessach geborenen Erstgeborenen schon an diesem Tage fasten müsse, und wurde von dieser Kleinigkeitskrämerei so angewidert, daß ich mich lieber mit der Phantasterei des Zohar beschäftige. Da ist doch wenigstens mehr Gemüth darin, als in den rubbinischen Advokatenkniffen.“

„Aeso!“ rief Marderpelz gedehnt, indem er die Unterlippe kräuselte, die Augen weit aufriß und die Handflächen nach außen öffnete. „Aeso! das ist, was die heutigen Prediger darauf aus sind. Es ist Alles ä Schtuß! Unsere Weisen sind lauter beschränkte Köpp' gewesen und ä Gesetz kann sich ä jeder machen wie er will. Man laßt ä jeden nach seiner Fakon selig werden. Auf was brauch man, entschuldigen Sie mir schon, ä Prediger? Geht man doch gleich zu die epische Kultur. Sehen Sie,“ fügte er mit dem Tone starken Selbstbewußtseins hinzu, „wenn unsereiner ist auch nicht auf den Gumina-sum gegangen, weiß man doch, was sich in der Welt thut.“

Der alte David Löb, der die ganze Zeit hindurch emsig sein Tikun heruntergebetet hatte, ohne sich um seine Umgebung zu kümmern, war durch die heftig gesprochenen Worte seines Schwiegersohnes gestört worden und warf, immer weiter murmelnd, einen unwilligen Blick auf die Beiden, indem er mit einem Finger auf die Anderen, die sich in der Synagoge langsam versammelt hatten, wies, als wollte er sagen: „Wenn ihr die dem Studium geweihte Nacht durch Konversation profanirt, was sollen dann die Durchschnittsmenschen thun?“ Für Max war das eine willkommene Gelegenheit, mit einer beschwichtigenden Handbewegung dem disputationslustigen Vetter anzudeuten, daß man um des lieben Anstandes willen das Gespräch jetzt nicht fortsetzen könne. Er nahm seine Kerze und sein Buch und zog sich damit in einen Winkel zurück. Mit Muße betrachtete er jetzt das Publikum. Es bestand aus zwölf, zumeist älteren Männern und zwei Knaben, die ein Mann in mittleren Jahren neben sich hatte, und eifrig beim Rezitiren des Tikun

überwachte. Dieser Anblick fesselte eine Weile des Besuchers Aufmerksamkeit. Der Mann war nett gekleidet und machte einen viel moderneren Eindruck als alle Anderen. Die Knaben hatten langes, gelocktes Haar und trugen moderne Matrosenanzüge mit breiten Hemdkrägen; eine Erscheinung, die zu dem Ghetto-Milieu nicht recht passen wollte. Sein neugewonnener Freund Feiwel Lipschitz nickte über einem offenen Buche und mit Ausnahme zweier Greise, die gleich dem alten Vetter ihr Tikun abmurmelten, schienen alle Anderen recht gelangweilt.

Max selbst nickte ebenfalls bald über seinem Zohar, indem sich das Gelesene mit allerlei Träumen mischte, aus denen er mit einem jähen Schreck erwachte. Bald sah er sich seinem Großvater gegenüber, der ihm ob seiner Ketzerei eine Strafrede hielt, und schon dem Büttel winkte, der mit geschwungener Geißel beiseite stand, bald sah er Marderpelz auf dem Zeugenstand vor dem Synhedrin gegen ihn aussagen und bald tauschte der Vetter David Löb mit seinem Vater Bemerkungen über die schlechte Welt aus, die sich über Alles lustig machte. Eine kleine Weile konnte er sich wieder munter halten, als der Vetter laut die Mischna rezitirte: „Ganz Israel hat Antheil am jenseitigen Leben, denn es steht geschrieben: Dein Volk sind insgesammt Gerechte, auf ewig werden sie erben das Land, ein Reis meiner Pflanzungen, mein Händewerk zu meiner Verherrlichung.“ Dann stellte er sich vor den Vorbeterpult und rezitirte andächtig das Kaddisch mit dem Zusatzgebete für die Rabbinen und ihre Schüler und für Alle, die sich befassen mit der Thora in diesem und in jedem anderen Lande. „Möge ihnen zu Theil werden Friede, Gunst und Gnade, Erbarmen, langes Leben und reichlicher Erwerb und Erlösung durch ihren Vater im Himmel.“ Es lag eine rührende Innigkeit in dem Gebete trotz des Mechanischen der Uebung, und besonders war es ergreifend zu sehen, wie die beiden Knaben, von ihrem Vater angeleitet, mit echt kindlicher Andacht bei allen Absätzen mit Amen respondirten. Max sah dann mit Theilnahme zu, wie der Vater die Knaben auf die harte enge Bank niederlegte und jedem ein Kissen unter den Kopf schob, während er selbst gleich dem alten David Löb sich weiter in sein Tikun vertiefte. Die Natur machte ihre Rechte geltend und Max nickte immer wieder, von Zeit zu Zeit durch unangenehme Träume aufgeschreckt, ein.

Endlich fühlte er sich am Arme angestoßen. Marderpelz stand neben ihm. „Sie müssen doch schon den Zohar ausgelernt haben!“ sagte er höhnisch. „Ich meine, es ist schon Tag.“ Max war gerade dabei, eine unwirsche Antwort zu geben, als der alte David Löb sich erhob und sagte: „Ich will einmal sehen.“ Darauf ging er hinaus, kehrte sofort wieder und sagte: „Geht's euch waschen. Wir werden sogleich oren,“ und zu dem Vater der beiden Knaben gewendet, sagte er: „Chone, weck' Salomon, laß ihn Hände und Gesicht waschen, daß er uns die Broches vorsagt.“ Dann ging er selbst in die Vorhalle, ließ aus dem steinernen Waschbecken mittels des primitiven Holzzapfens Wasser auf seine Hände laufen und ging auf seinen Platz zurück.

Die beiden Kleinen kamen ebenfalls zurück und der Aeltere stellte sich ganz munter auf den Almemar in der Mitte der Synagoge und begann mit

klarer Stimme die Segenssprüche: „Gepriesen seiest du, Herr, unser Gott, König des Weltalls, der uns das Waschen der Hände geboten hat; gepriesen seiest du, o Herr, der du den Menschen so wundervoll geformt hast; Preis dir, der du wunderthätig heilest alle Gebrechen. Gepriesen seiest du, Herr, unser Gott, der du uns geheiligt hast durch deine Gebote und uns geboten hast zu forschen in den Worten der Lehre." Darauf fiel die Gemeinde unisono mit den Worten des Priestersegens und mit der Aufzählung der Kardinaltugenden nach der rabbinischen Lehre ein: „Dieses sind die Pflichten, deren Ausübung dem Menschen Glück in dieser Welt und Heil in der jenseitigen verbürgt: Ehrfurcht vor den Eltern, wohlthätige Werke und das Studium der Lehre." Dann fuhr der Kleine mit dem Morgengebete fort und es klang dem aufmerksamen Zuhörer besonders rührend, als der Kleine sagte: „Mögest du, o Gott unserer Väter, in deiner Gnade uns heimisch werden lassen in deiner Lehre, uns festhalten lassen an deinen Geboten, führe uns nicht in Sünde oder in Versuchung, bändige unseren Willen, daß er sich dir unterwerfe, laß uns Gunst und Liebe finden in deinen Augen wie in den Augen aller, die uns begegnen; Preis dir, o Herr, Wohlthäter seines Volkes Israel!"

Mit strahlendem Gesichte verließ der Kleine seinen Platz, und nach einer kurzen Pause trat der alte Vetter, ganz in den Tallis gehüllt vor dem Pult und begann das Morgengebet. Seine Stimme war übernächtig und sonst ein wenig schwach, aber es lag doch eine tiefe Religiösität in der Art, wie er die Psalmen rezitirte, es klang wie der Triumphruf des Frommen, den sein Glaube über alles Ungemach der Welt hinweghebt, wenn er kantillierte: „Der Herr erlöst die Seele seiner Frommen und sie fallen nicht in Schuld, die auf ihn vertrauen."

Die Abspannung der durchwachten Nacht äußerte sich jedoch bald wieder und Max kämpfte mühsam gegen seine Schlaftrunkenheit, bis eine Pause seine Aufmerksamkeit wieder weckte. Der Vater der zwei Knaben war auf die oberste der zur Bundeslade führenden Stufen getreten, um den Priestersegen zu sprechen. Max sah verwundert auf Marderpelz, der ihm zur Seite stand. Dieser, seine Gedanken errathend, kam seiner Frage zuvor und sagte: „Der Schwäher laßt nicht duchenen, weil die hiesigen Kohanim sich nicht jüdisch führen und man ihnen nicht trauen kann, daß sie vor dem Segen nichts genießen, nur heute und an Jom-Kippur erlaubt er es. Der Chone ist übrigens, soweit ein Amhorez kann, ein ganz ehrlicher Jüd'. Sie haben ja auch gesehen, wie schön sein Jüngel die Broches sagen kann. Ich hab' mit ihm gelernt," setzte er selbstbewußt hinzu.

„Sie können sich zu Ihren pädagogischen Erfolgen gratulieren," sagte Max, um auch wieder einmal etwas Freundliches zu sagen. Dabei fesselte es seine Aufmerksamkeit, wie der alte Vetter sein von dem Tallis verhülltes Haupt so neigte, daß es gerade unter den ausgestreckten Händen des Segnenden war. Da war denn doch gesunde Zohar-Religion, der inbrünstige Glaube an das Mysterium der den Nachkommen Arons verliehenen Macht, die von den Händen des Segnenden herabströmte. Er hatte jedoch nicht lange Zeit, darüber nachzudenken. Die Thoravorlesung begann und er wurde mit

Ehren überhäuft. Erst mußte er die Thora herausnehmen, dann die Haphtara rezitieren, dann wieder die Thora anziehen, und das Ganze erschien ihm wieder furchtbar mechanisch. Nur der aramäische Hymnus, der der Thoravorlesung vorangeht, vermochte seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Da war denn doch wieder gesnnder Mystizismus in der Schilderung des Kampfes zwischem dem Leviathan und dem Behemoth, dem Gott ein Ende bereitet, indem er den Leviathan schlachtet, ihn den Frommen zum Mähle vorsetzt nebst dem Weine, den er seit den Schöpfungstagen aufbewahrt hat, und sie in Zelten ruhen läßt, die er aus der Haut des Ltviathan bereitet hat. Das thut nach einer durchwachten Nacht wohl. Doch war er von Herzen froh, als der Gottesdienst zu Ende und er um vier Uhr morgens sich müde auf das Bett werfen konnte, wo er, ohne Schlaf zu finden, drei Stunden lang ruhte.

---

## 13. Kapitel

### Am guten Ort.

Max begann zu fühlen, daß er die Macht seiuer romantischen Neigungen überschätzt hatte. Schon die durchwachte Nacht hatte ihn auf das Aeußerste abgespannt. Dazu kam während der beiden Tage das eintönige Leben, vertheilt in Synagogenbesuch, Essen und Schlafen. All das hatte ein so pedantisches, aufgezwungenes, durch Korporaldisziplin geregeltes Gepräge, daß er bereits bereute, sich die Festtage für den Besuch bei dem alten Onkel ausgewählt zu haben. Mit schwerem Kopfe und müden Knochen hatte er sich am ersten Morgen erhoben. Marderpelz erwartete ihn und nahm ihn nach Hause. Da hieß es wieder, den Segen sprechen und essen. Die Kousine hatte sich alle Mühe gegeben, ihren Haushalt in dem glänzendsten Lichte erscheinen zu lassen. Kuchen, bei denen das Fett verschwendet war, und Chokolade, bei der wieder Rahm in reichlichem Maße zugesetzt worden war, wurden ihm aufgedrängt. Das Silberservice wurde hervorgeholt, jedes einzelne Stück wurde mit dem Namen seines Spenders und dessen Verhältniß zur Familie präsentirt, die Möbel, die Wäsche und das Porzellan gezeigt; hunderte von Fragen über die Art des Haushaltens in Amerika wurden gestellt und dazwischen immer die Aufforderung, doch mehr zu essen, und die auf Komplimente berechneten Ausrufe des Bedauerns, daß das Festessen dem Gaste nicht munden müsse.

War das endlich überstanden, hieß es wieder in die Synagoge gehen, noch einmal zur Thora gerufen werden und allerlei Ehren entgegennehmen. Marderpelz wollte sich offenbar dem Gaste in seiner ganzen Glorie zeigen nnd produzierte alle erlernten Weisen sowie eigene Kompositionen, aber er fand nicht mehr das dankbare Publikum vom letzten Abend. Sei es, daß der Reiz der Neuheit geschwunden war, sei es, daß die Affektation zu sehr hervortrat, Max fand den Vortrag geziert und über die Maßen ausgedehnt. Er war herzlich froh, als der Gottesdienst zu Ende war. Nun ging es aber wieder an das Essen, trotz des reichlichen Frühstücks und trotzdem der Magen sowie der ganze Körper im höchsten Grade der Ruhe bedürftig war. Nun kamen wieder die endlosen Nöthigungen zu jedem einzelnen Gerichte, das

Bedauern, daß in Folge der lange anhaltenden kalten Witterung die Gänse in diesem Frühjahr in ihrer Entwicklung zurückgeblieben seien; die Fragen, ob es auch in Amerika Gänse gebe, ob man sie selbst mäste oder gemästet kaufe, endlich die fortwährenden Angriffe des Gastgebers auf die modernen Rabbiner, ihre Unwissenheit und Religiosität. Max war herzlich froh, daß ihm die durchwachte Nacht den Vorwand gab, mit Rücksicht auf sein Ruhebedürfniß sich sofort nach dem schwarzen Kaffee enrfernen zu dürfen. Nach einem dumpfen Schlafe, immer noch mit schwerem Kopfe erwacht, erhielt er die Einladung des alten Onkels, ihn zum Minchagottesdienst zu begleiten. Zurückgekehrt, fand er die alte Muhme Bele beschäftigt, einen Vesperkaffee vorzubereiten und es bedurfte des ganzen Aufgebots seiner Lungen- und Willenskraft sowie des Sukkurses von Seiten des alten Vetters, um dieses Verhängniß abzulenken. Hätte ihn die Rücksicht auf den alten Onkel nicht zurückgehalten, er wäre sofort abgereist. So mußte das Martyrium bis znm Abend des folgenden Tages ertragen werden.

Am zweiten Tage nach Tische hielt es ihn nicht länger. Die Länge des vormittägigen Gottesdienstes, die wiederholte Festmahlzeit, die Eintönigkeit der Gespräche, die sich fast ausschließlich um die armseligen Ereignisse des Gottesdienstes und die Qualität der gebrotenen Gänse drehten, hatten ihn in einen Zustand dumpfer Verzweiflung versetzt. Unter dem Vorwande, sich ein wenig im Städtchen umsehen zu wollen, entfernte er sich nach Tisch, froh, wieder mit sich allein sein zu können. In der Stille des Frühsommertages fühlte er sich neubelebt.

Die Natur hatte ihr Festkleid an. Linden und Akazien standen in voller Blüthe und strömten ihre berauschenden Wohlgerüche aus. Die grünen Saatfelder prangten in reicher Fülle und blaue Kornblumen lachten ihn fröhlich an. Neugierig von den Blicken vereinzelter Bauern verfolgt, die in Kartoffeläckern emsig arbeiteten und denen ein fremdes Gesicht eine ungewöhnliche Erscheinung war, bog er von der Straße in einen vernachlässigten, von Unkraut überwucherten Fahrweg ein und befand sich bald einer morschen Thüre gegenüber, die lose in verrosteten Angeln hing. Ein mäßiger Ruck öffnete sie und Max befand sich auf dem alten Gottesacker. Es war ein viereckiger Platz ohne Wege und ohne sichtbaren Plan. Ueberall ganz oder theilweise eingesunkene Grabsteine, von hochaufgeschossenem Grase bedeckt oder hinter wildem Buschwerk verborgen. An einer Ecke war eine eingemauerte Steinplatte sichtbar, die die Inschrift trug: „Platz der Frommen.“ Hier zog ein Grabstein seine Aufmerksamkeit auf sich, der etwas größer und massiver als die übrigen, aber sonst an Gestalt und Material von den anderen nicht verschieden war. „Geschwunden ist die Herrlichkeit und geblieben ist der Jammer,“ las er auf dem Kopfe des Steines. „Hier liegt verborgen das sterbliche Theil des Gesetzeskenners, des scharfsinnigen, belesenen Mannes, der heimisch war in allen Gemächern der Thora, der von den Geboten Gottes auch das Kleinste nicht unbeachtet ließ, der die Nächte zum Tage machte, um in der Lehre zu forschen; er ist der Lehrer aller Kinder des Exils, Rabbi Jekuthiel Menachem Mendel aus Bobrczyk. Das Andenken des Gerechten und Heiligen sei gesegnet auf ewige Zeiten.“

Max schüttelte unwillig den Kopf. Vor Allem verdroß ihm die Geschmacklosigkeit, einen Kalauer auf einem Leichensteine anzubringen, denn die einleitenden Worte, einer talmudischen Bestimmung aus den Speisegesetzen entnommen, bedeuteten eigentlich: „Die Leber fehlt und die Galle ist zurückgeblieben.“ Dann verdrossen ihn die furchtbaren Uebertreibungen. Es liegt doch etwas Orientalisches in uns Juden, dachte er bei sich, das sich in maßlosen Hyperbeln ausdrücken muß, oder es ist die Enge des Ghettolebens, das die alltäglichsten Ereignisse als welterschütternde Katastrophen ansehen lernt. Mit aufrichtiger Rührung hingegen betrachtete er die kleinen Steine, welche auf dem Rande des Grabsteins lagen und die wohl der alte Onkel bei seinen alljährlichen Besuchen am Jahrzeitstage dort niederlegte. Wer konnte es wissen, welchem Aberglauben oder uralt heidnischem Kult dieser Gebrauch entstammte? Vielleicht war er ein rudimentäres Ueberbleibsel aus der Zeit, als man den Geistern der Abgeschiedenen Altäre errichtete. Wenn auch! Dem alten David Löb war es ein Ausdruck der Pietät, der schönsten Tagend des Ghettos, welche uns die Dankbarkeit gegen diejenigen lehrt, die unsere Individualität und unsere Kultur aufgebaut haben, und so uns vor der gefährlichsten Krankheit des modernen Lebens, vor Selbstüberschätzung und Gemüthsverrohung schützen. So hatte er es über ein halbes Jahrhundert geübt. Wie lange noch — und auch David Löb schlummert unter dem Rasen. Sein Sohn wird ihn nicht so lange überleben, als er seinen Vater überlebt hat, und sein wie seines Vaters Grabstein werden in den Boden versinken so wie die hunderte Anderer, nach denen niemand fragt, deren Inschrift verwittert ist, und die, weun sie leserlich wäre, bei Niemandem mehr ein Gefühl wecken würde.

Max las zerstreut die Inschriften auf den Steinen in der Nähe des Grabes seines Großvaters, ohne an dem Gelesenen ein tieferes Interesse zu nehmen.

Indem er sich zum Verlassen des Platzes anschickte, fiel sein Blick auf einen Mann, der gebeugt an einem Grabe in einem entgegengesetzten Winkel des Friedhofes stand. Der Grabhügel war sorgfältig gewölbt, der Grabstein, eine einfache Platte, durch eine leichte Untermauerung in aufrechter Stellung erhalten. Blumenschmuck fehlte vollständig. Max betrachtete den Mann aufmerksam. Es war Feiwel Lipschitz, der sich ihm am ersten Festabende in der Synagoge vorgestellt hatte. Max konnte den Begräbnißplatz nicht verlassen, ohne von dem einsamen Besucher bemerkt zu werden, der ihn wohl auch bei seinem Eintritt gesehen hatte. So entschloß er sich denn, obwohl zur Anknüpfung eines Gespräches nicht gestimmt, an ihn heranzutreten.

„Gut Jontew, Herr Lipschitz!“ begann er, indem er dem alten Manne die Hand reichte. „Das ist wohl ein ungeeigneter Tag zu einem Besuche an diesem Orte, und mein Vetter David Löb würde uns Beiden wohl eine gründliche Lektion geben, wenn er erfahren würde, wie wir den Festtag durch den Besuch dieses traurigen Ortes entweihen.“

Lipschitz schüttelte still den Kopf. „Von mir weiß er es längst, daß ich jeden Jontew hier bin und hat es aufgegeben, mir darüber Vorwürfe zu machen.“

Max las die Inschrift auf dem Grabstein, die ihm berichtete, daß in diesem Grabe die vor etwa fünfunddreißig Jahren verstorbene Gattin des vor ihm stehenden Mannes ruhe.

„Das ist also das Grab Ihrer Frau," sagte er theilnahmsvoll.

Der Angeredete nickte stumm.

„Und Sie haben nie wieder geheirathet?" fragte Max.

„Nein!" war die Antwort. Vielleicht wäre es richtiger gewesen. Vielleicht nicht. Wenigstens hat sich bei mir die Ueberzeugung gebildet, wenn mir einmal der Gedanke kam, ich könne nie wieder ein glückliches Eheleben führen. Nun bin ich lange über die Jahre hinaus und habe auf nichts mehr zu hoffen, als daß ich mit meiner Zipora wieder vereinigt werde. Wenigstens müssen wir es glauben, und es schadet nichts, so lange es uns tröstet. Wenn man uns damit getäuscht hat," fügte er bitter lächelnd hinzu, „schadet es auch nicht. Wir werden es ja nicht gewahr werden."

„Haben Sie keine Kinder?" fragte Max etwas beklommen.

„Ich hatte einen Knaben," war die Antwort. „Er wäre etwas älter als Sie, wenn er am Leben geblieben wäre. Sein Tod war die Quelle meines Unglücks. Nun, es ist schon lange her, und so lange als es gedauert hat, wird es nicht dauern," setzte er wieder mit seinem bittern Lächeln hinzu. Dann rupfte er eine handvoll Gras von dem Boden und streute es über den Grabhügel.

„Nehmen Sie mir das nicht übel," sagte er, zu Max gewendet. „Ich glaube zwar nicht, daß Sie es mit diesen Dingen so genau nehmehmen wie Ihr gottseliger Vater oder Reb David Löb. Sonst wären Sie wohl heute am Schabbes und Jontew nicht auf dem Gut' Ort'. Die heutige Welt ist anders und soll anders sein. Ich habe das schon dem Marderpelz gesagt, der mir immerfort Moral predigen will. Wenn ein junger Mensch mir solche Frömmigkeit vormacht, ist er ein Narr oder ein Heuchler. Er hat mir einmal zugesehen, als ich dasselbe that, was Sie mich heute thun sehen, denn er liebt es, den Leuten nachzuschleichen und zu spionieren — es sollte mich wahrlich wundern, wenn er Ihnen nicht nachgeschlichen ist —. Ich habe ihm auf seine lange Predigt ruhig gesagt: „Wenn Gott mich bestraft, weil ich mich am Schabbes an mein armes Weib erinnere oder, weil ich ein paar Grashalme ausraufe, so würde ich nicht mehr von ihm denken, wie ich von dem Gensdarmen denke, der den armen Kiwe arretirte und in Strafe brachte, weil er in seinem Waarenbündel fertige Hemden hatte, für die er keine Lizenz besaß. Sie beleidigen sich doch nicht darüber!"

„Nicht im Mindesten!" erwiederte Max. „Mir ist der Herr auch nicht sehr sympathisch, obwohl er der Gatte meiner Kousine ist."

„Habe ich's errathen?" begann Lipschitz wieder, indem er mit dem Finger über die Friedhofsmauer wies. „Dort haben Sie ihn, den Zadik! Sobald ich den Blick dahin gewendet habe, hat er sich umgekehrt. Der ist Ihnen nachgeschlichen, und jetzt wird er Reb David Löb den Kopf warm machen und sich mit seinem Urtheil rühmen, weil er immer die heutigen Rabbiner als gottlos erkannt hat. Der Alte kann ihn auch

nicht leiden, aber, wie schon derartige Menschen sind, bedankt er sich bei Gott, daß er einen Schwiegersohn hat, der den Sabbath nicht verletzt und sich nicht mit dem Messer rasiert."

Damit wandte er sich dem Ausgange zu und lud Max ein, ihn zu begleiten. „Ich will Sie auf einen schönen Weg durch die Weingärten führen. Es ist wohl ein kleiner Umweg, aber er ist viel angenehmer als die staubige Landstraße."

„Ich will es recht gerne annehmen," erwiederte Max, „wenn Sie sich dabei kein Opfer auferlegen. Mir schien es, als suchten Sie die Einsamkeit, da Sie doch sonst wohl kaum sich heute an diesen Ort verirrt hätten."

Der Angeredete schüttelte traurig den Kopf.

„Im Gegentheil!" sagte er. „Ich hätte Sie gerne besucht, denn ich habe mehr Interesse an Ihnen, als Sie wissen können, aber in Gegenwart von Reb David Löb könnte man doch nichts sprechen, besonders, wenn der Marderpelz dabei ist, und so ließ ich es lieber sein. Man wird Ihnen vielleicht gesagt haben, daß ich ein Menschenfeind bin —"

„Gott bewahre!" betheuerte Max, „Ich weiß überhaupt nicht, ob wir von irgend etwas Anderem gesprochen haben, als vom Beten und von den jungen Gänsen."

„Ich sagte es nicht, um mich zu beklagen," begann Lipschitz wieder. „Sie denken so von mir und ich verarge es ihnen nicht. Es sind hier so wenige Leute, und jedermann ist nicht gerade so, daß ich mit ihm gerne umgehe. Der einzige, der zu mir kommt, ist Mendel, der eben nichts Anderes zu thun hat, und er ist auch nicht mein Geschmack. Nehmen Sie mir es nicht übel, er ist Ihr Kousin, aber er ist ein beschränkter Mensch und, was mir noch viel unausstehlicher ist, er ist ein Egoist. Er denkt weder an Vater noch an Mutter, noch an irgend jemanden oder an irgend etwas als an sich. Ich bin ein alleinstehender Mensch, aber, was mich betrübt, ist, daß ich niemanden habe, an dem ich Antheil nehmen kann. Darum allein bedauere ich es manchesmal, daß ich nicht wieder geheirathet habe."

„Sie machen mich auf Ihre Geschichte gespannt, Herr Lipschitz," sagte Max, „und wenn es nicht unbescheiden wäre, würde ich Sie bitten, mir etwas darüber mitzutheilen."

„In unserem engen Zirkel giebt es kein Geheimniß. Jedes Kind würde Ihnen meine Geschichte erzählen, wenn Sie danach fragten," erwiderte Lipschitz, „und mir ist es ein Bedürfniß, sie Ihnen gerade mitzutheilen."

„Meine selige Frau war bei Ihrem Vater im Hause, wie ich Ihnen schon gesagt habe," begann Lipschitz nach einer Pause. „Sie war eine entfernte Verwandte von Ihres Vaters erster Frau und jung verwaist. Die Rebbezin war sehr leidend, und wie Ihre Stiefschwester Cheile geheirathet hat, nahm sie die Rebbezin ins Haus."

(Fortsetzung folgt.)